

Glokalismus: eine globale und anthropologische Regression¹

Stefan Zenklusen

Hyperprovinzialismus der glokalistischen „Urbanität“

Alltagskommunikationsfeindlichkeit; Misstrauen gegenüber Fremden; Humorlosigkeit als Signum von Intelligenz; ausgeprägter Lokalchauvinismus; Projektion eigener Schwächen auf andere Menschen und Territorien; Überidentifikation mit der Unterhaltungsindustrie; Fehlen jeder sprachlichen Kreativität und statische Homogenisierung der Sprache; Gleichsetzung von Design mit Asepsis.

Halten wir ein. Welchen Bewohnern oder Territorien würde man eine solche Charakterisierung am ehesten zuschreiben? Manche der Prädikate sind nicht eindeutig zu verorten, doch bei anderen würden wir einmütig sagen: Es muss sich hier um Kennzeichen von Menschen eines äusserst provinziellen Territoriums handeln, wo Autochthone es am liebsten nur mit ihresgleichen zu tun haben. Einige würden womöglich hinzufügen, dies erinnere sie an das, was ihnen als Mentalität der fünfziger Jahre beschrieben wurde.

Nichts davon trifft zu. Es handelt sich um den Habitus, die Mentalität, die dominierende Alltagskultur, wie ich sie zwischen der zweiten Hälfte der achtziger Jahre bis zu den frühen nuller Jahren des 21. Jahrhunderts in Zürich erlebt habe. Der Grund für eine solche Beurteilung der grössten Stadt der Schweiz, die vom damaligen PR- und Tourismusbüro als „Downtown Switzerland“ verkauft wurde,² könnte, so wird man relativierend einwenden, darauf zurückzuführen sein, dass der Autor beispielsweise aus einer mediterranen Stadt oder einer Weltmetropole nach Zürich gezogen sei und deswegen zwangsläufig von gewissen Aspekten des puritanischen Zürich erstaunt sein musste. Leider falsch. Ich bin damals aus der (ultraprotestantischen) südwestaargauischen Region Zofingen nach Zürich gezogen. Es sei vermerkt, dass es sich hier um eine Gegend handelt, die selbst innerhalb des Aargaus als provinziell, und dass der Aargau in der Stadt Zürich (aus unerfindlichen Gründen) seit Jahrzehnten als Schweizer Zentrum des Provinzialismus gilt.³ Insofern ist der Autor gleichermassen aus der Provinz der Provinz kommend nach Zürich

¹ Vorweg zwei Bemerkungen. Dieser Essay befasst sich *nicht* mit der Flüchtlingsproblematik. Ausserdem sei darauf hingewiesen, dass in den Aufsatz Reflexionen und Passagen aus meinen zwei zeitdiagnostischen Bänden eingeflossen sind: *Im Archipel Coolag*, Berlin 2006; *Abschied von der These der pluralsten aller Welten*, Berlin 2007.

² Es wird erzählt, ein Tourist habe sich an der Bahnhofstrasse erkundigt, wo denn nun die Downtown sei.

³ Eine mögliche Erklärung hierfür ist Freuds Diagnose des „Narzissmus der kleinsten Differenz“. Freud ist zuzustimmen, wenn er diesen Narzissmus in die Nähe des Antisemitismus rückt. Der dominierende Glokalismus ist insofern eine Vorform des Faschismus, als er den fehlenden Willen ausdrückt, selbst die nächsten Nachbarn zu verstehen. Der Glokalismus fördert systematisch die Stammesidentität.

gezogen – nicht etwa um dort wieder die Provinz anzutreffen, sondern im Gegenteil: um der Provinz ein für alle Mal zu entkommen. Wie hätte er damals, 1987, ahnen können, dass er nach wenigen Jahren bereits zugeben müsste, dass er in einer Stadt wohnt, die in gewissen Bereichen noch provinzieller als Zofingen ist, und dass der Glocalismus des 21. Jahrhunderts zu einem noch nie dagewesenen, globalen Hyperprovinzialismus führen würde?

Doch der Reihe nach. Die obigen Charakteristika bedürfen einiger Erläuterungen:⁴

Das „Aargau-Syndrom“: Leben in Zürich bedeutet leben in einer Projektionsmaschine. Es gibt, insbesondere unter den Vertretern des jungen, völlig tertiarisierten Zürich, das den Zwinglianismus konsumistisch angepasst hat (Musse als Freizeit-Arbeit) eine Chiffre für alles Verabscheuungswürdige: den „Aargau“. Bemerkenswert daran ist nun, dass den Aargau, sieht man vom Fehlen eines grossen Zentrums ab, von der Mentalität, dem Lebensstandard, der politischen Auffächerung her dem Kanton Zürich äusserst ähnlich ist.

Auf den ersten Blick geht es bei der Abgrenzung gegen den realen oder imaginären Aargau um eine harmlose Rivalität zwischen Nachbarn. Gehässigkeit, Ernsthaftigkeit, Häufigkeit, Inhalt, Funktion bewusster Diatriben erheischen freilich eine andere Lesart. Das Abkanzeln alles Aargauischen ist ein Hauptbestandteil der Konstitution der Eigenidentität. Der springende Punkt ist vielmehr, dass ausgerechnet ein Gutteil der eigenen Schwächen hinausprojiziert wird. Was misslang beim seit den achtziger Jahren unbändigen Willen, eine Metropole zu haben und zu sein; was relativ zur regulativen Idee von Urbanität, eine „Vermischung kühnster Konstruktionen mit unberechenbaren, kontaminierenden und planungsentzogenen Momenten und Eingriffen“⁵ als Defizit bestehen blieb oder neu entstand, wird in die „Provinz“ hineingeredet.

Die Negativprojektionen deponieren eigene Defizite und Widersprüche draussen, im „Anderen“. Im gegebenen Fall wollen sie uns implizit sagen, wie aufgeschlossen, ökologisch und von hoher Lebensqualität Zürich sei. Interessant ist, dass solche Projektionen bei älteren Arbeitern oder Angestellten, also eher vom überregional-nationalen Paradigma Geprägten, weniger anzutreffen sind.⁶

Lokalistisch-globalistische Aufspreizung – Zwang des Entweder-Oder. Dem Autoren ist es in Zürich tatsächlich passiert, dass er wegen seines Dialektes angemotzt wurde. Hierbei handelt es sich um eine Aargauer Mundart, allerdings um eine, die auch für ein Berner, Solothurner oder Luzerner Idiom gehalten werden könnte. Bewusstem Choleriker aber, der doch kein Kind mehr, sondern ein mustergültiger „Szenegänger“ war, empfand die Tatsache, dass jemand in seiner Anwesenheit einige Wörter anders aussprach, als ungeheurliche Provokation – wie wenn

⁴ Es sei betont, dass diese Beobachtungen nur für das Zürich der zweiten Hälfte der achtziger bis zu den ersten nuller Jahren gilt. Wie ich höre, hat sich einiges zum Besseren gewandelt.

⁵ Rudolf M. Lüscher, *Einbruch in den gewöhnlichen Ablauf der Ereignisse*, Zürich 1984, p. 131

⁶ Solche Phänomene entziehen sich dem Horizont vieler Kulturwissenschaftler oder Gramscianer, die einseitig die neueren „Mentalitätsanteile“ als „modernere“ bevorzugen.

Zürichdeutsch ein nationales, standardsetzendes Idiom wäre. So stellen wir uns unliebsame Begegnungen mit Sprachchauvinisten und Glokalisten vor.

Erschreckend ist, dass solches Gebaren Teil städtepatriotischer Selbstvergewisserung ist. Ein Münchner „Proissen“-Hasser wird sich vielleicht dazu herablassen, einen Brandenburger zusammenzustachen, der „jut“ statt „guat“ sagt. Diese Ausfälligkeit wird er jedoch, anders als der Zürcher Lokalpatriot, kaum wie ein Ritual zur Stärkung *urbaner* Identität betreiben.

Der postfordistische Glokalisierung mit seiner scheinmultikulturellen, zur Vereinheitlichung tendierenden Pseudourbanität und der Schwächung des nationalstaatlichen Bezugssystems verstärkt die regionale und lokale Identitätsstiftung, so folkloristisch sie in gewissen Fällen sein mag. In dem Mass, wie genuin schweizerische Koordinaten und die städtische Industrie verschwanden, nahm in manchen Regionen der Wert lokaler und kantonaler Identifizierung zu. Die in kulturellen, sprachlichen oder nationalstaatlichen Grenzstädten wie Basel oder Genf sich ergebenden Effekte interregionaler Zusammenarbeit und interkultureller Koexistenz sind in Binnenstädten wie Zürich nicht zu erzielen.⁷ Deshalb dividiert sich ihre sprachliche und kulturelle Ausrichtung in das Lokale und das Globale (das heisst, grosso modo, die angelsächsischen Muster) auf. Dies ist der Sinn des Ausdrucks „Glokalisierung“.

„Urbanität“ als *Verhaltenspuritanismus* Obenerwähnte Aversion gegen ein anderes Idiom ist, wie dem Autor sehr viel später bewusst wurde, nicht nur anerzogen oder angelernt. Tatsächlich hat ein Gutteil der sogenannten „Szene“ noch nie *wirklich* mit einer anderen Sprache als Zürichdeutsch zu tun gehabt.⁸ Das eifrige Bemühen, unbeschadet der Kleinheit der urbanen Innenstadt eine Weltmetropole sein zu wollen, schlägt sich in einem Coolseinzwang und einer lokalistisch-globalistischen Aufspreizung nieder, die sich an allem, was nicht entweder mit dem lokalistischen oder dem globalistischen Einteilungskatalog vereinbar ist, entlädt. Des Autors Beobachtung, dass gerade intellektuell und ästhetisch komplexe, idiosynkratische (aber auch labile) Figuren, die Nietzsche „überreif“ genannt hätte, in Zürich keinen

⁷ „Offenheit“ und „Fortschrittlichkeit“ des Zürcher Freisinns (des politischen Liberalismus) hatten bereits im 19. Jahrhundert (also «binnenliberal») ihre Grenzen: „Auch die Errichtung des Bundesstaates 1848 bedeutete somit nicht, dass Zürich seine regionalen Interessen einfach aufgab. Die Vereinheitlichung von Mass und Gewicht, Währung und Zollwesen, an der zürcherische Staatsmänner in führender Stellung mitgewirkt hatten, schuf zwar den verfassungsrechtlichen Rahmen, in welchem die allmähliche Verschmelzung der einzelnen Landesteile zu einer einheitlichen Volkswirtschaft stattfinden könne. Aber gerade Zürich verwahrte sich mit Entschiedenheit dagegen, dass dieser Prozess durch weitergehende Zentralisation künstlich beschleunigt würde. (...) Während nämlich die Berner Radikalen unter der Führung Stämpfli ein schweizerisches Eisenbahnnetz befürworteten und 1863 sogar auf eigene Faust eine Art zentraler Notenbank mit Zweigniederlassungen in den wichtigsten Schweizerstädten gründeten (die Eidgenössische Bank), lehnte das von Alfred Escher vertretene liberale Zürich es deutlich ab, sich in überstürzte gesamtschweizerische Kombinationen einzulassen.“ *Zürich – Stadt und Land* (Klaus Sulzer), Zürich 1952, p. 71

⁸ Das wird dadurch ermöglicht, dass der Raum Zürich, etwa im Vergleich zur „eigentlichen“ östlichen Schweiz oder zur Nordwestschweiz dialektal weitgehend homogenisiert ist.

„Stand“ fanden, sich nur schwer entfalten konnten und eher noch froh waren, möglichst vom regionalen Geist verschont zu bleiben, obwohl doch gerade sie am ehesten darauf angewiesen gewesen wären, in der Stadt ein Zuhause zu finden, entbehrt im Rückblick jedes überraschenden Moments. Denn welcher erwachsene Mensch ergibt sich schon freiwillig einem trendgläubigen Bescheidwissen, das ihn womöglich schon als Jugendlichen nervte, auch wenn es als eine Art neupuritanisches Signum „szeniger“ Auserwähltheit fungiert? Wenn pausenlos mit dem regionalen Geist und den Normvorgaben des Neuen Coolen Menschen konformiert werden muss; wenn jede symbolisch-kulturelle Aktivität mit dem unmöglich realisierbaren Fernziel der Gleichwerdung mit der Imago des hippen Londoners oder New Yorkers verbunden ist: Dann verkümmert Urbanität qua dichter, pluraler Eigenmächtigkeit. Dann beginnt das Reich des Hyperprovinzialismus, und es staut sich ein enormes Frustrationspotential an, das sich an allem rächen kann, was sprachlich, mimisch, gestisch, geistig, optisch der regulativen Idee des Glocalismus im Wege steht. Provinzialismus ist schlimm – am schlimmsten aber ist ein Provinzialismus, der sich selber diskursiv zu unerreichter Urbanität erhebt.

Der urbane Glocalismus scheint sich phasenweise in seinem kulturellen und soziologischen Analphabetismus gegenüber allem, was jenseits der Stadtgrenze geschieht, geradezu zu sonnen. Er enthüllt die ganze Potenz des Hyperprovinzialismus, wenn er diesen Analphabetismus sogar noch zur höheren Existenzform verklärt.

Zürchs Hausbesetzung und Rock'n'Roll waren in den Neunzigern endgültig bei ihren scheinbaren Antipoden angelangt: der Vereinsmeierei, mit dazugehöriger Kontrolle von Kleidung, Verhalten und Sprechweise. Die strikten Kleidungs- und Verhaltenscodes des Bankensektors wurden im Wohlgroth nur als einfache Entgegensetzung aufgebrochen. Als rudimentäre Antithese zur Boutiquen- und Tertiär-Welt der Bahnhofstrasse verblieb das Klima in besetzten Häusern und „illegalen“ Bars im Bann protestantischer Gewissensprüfung. Die hiesige „Szene“ kultiviert im Rahmen des Pop die Nachfolge des bourgeoisen Benimm-Dich-Zwangs. Selten hat der Autor in „zivilgesellschaftlichen“ Institutionen so deutlich erfahren, wie auf Gästen ein kollektives soziokulturelles Über-Ich drücken kann, das die Subjekte an einen strikten Verhaltenscode bindet, wie ausgerechnet an denjenigen Orten Zürchs, die im Zuge von Kämpfen für Freiräume entstanden, also „Autonomie“ auf ihre Fahnen schreiben. Angelsächsische (das heisst womöglich trendsetzende) Rockgruppen werden mit einem andächtigen Ernst verfolgt, als entschiede die korrekte Einschätzung und Einordnung des Gesehenen und Gehörten über Leben und Tod. Diese von Autoritätsglauben beseelte Haltung entbehrt in Kontrast mit der geradezu lustvollen Praxis in den „Stammgebieten“ des Rock'n'Roll nicht einer gewissen Komik. Es dünkt einen manchmal, die Vertreibung des Katholizismus aus Zürcher Landen, die Abschaffung der Beichte, sei mit der Etablierung eines allgegenwärtigen, Heiligen Verhaltens-Geistes erkaufte worden. Jenes „Über-Wir“ aber generiert eine Kultur der Alltagskommunikation, die der Autor sonst bisher nirgends kennenlernte – sie trägt selbst im Schweizer Kontext

weder eindeutig städtische noch „klassische“ provinzielle Züge, sondern ist wohl nur mit einer lokal-zwinglianischen Verhaltens„überlieferung“ zu erklären. Es lohnte sich, die bewusst akommunikative Härte der Jugendunruhen 1980 / 81 auch einmal unter diesem Blickwinkel zu betrachten. Gefragt werde müsste, ob der seinerzeit starke, virulent antimodernistische und antibürgerliche, aber wenig artikulierte Strang nicht das Kind mit dem Bad ausschüttete und die zivilisierende Wirkung einer „kosmopolitischen“ Bourgeoisie rückgängig machte.

Eine Grossstadt hat die Funktion, das tägliche Psychodrama als etwas Offenes, und zwar möglichst im öffentlichen Raum, auf der Agora, walten zu lassen. Sie relativiert und verschiebt das kulturell Vorentschiedene und Verhärtete des Provinziellen und Nationalen. Dies geschieht nicht mit vorfabrizierten Multi-Kulti-„Events“, sondern konkret als Milde und Neugier gegenüber normabweichender Gestik und Mimik, neuen Inhalten und Diagnosen, unüblichem Tonfall, Andersheit der Reaktionen und Interpretationen.

Umso erstaunter war der Autor, als er feststellte, dass diese Aspekte urbaner „Haltung“ gerade bei den Zürcher Lokalpatrioten und den Repräsentanten des „Szene“-Betriebs kaum kultiviert werden. Starrheit, Misstrauen, Kommunikationsfeindlichkeit scheinen zu den Musts autochthonen Wesens zu gehören. Altzwinglianische Steifheit konvergiert im Verbund mit kaugummikauender Selbstgenügsamkeit zur Gesinnung der obligaten Coolness.

Interessant, dass einige der bewussten Züge gemeinhin den Berglern zugesprochen werden, von denen sich der idealtypische Zürcher doch à tout prix unterscheiden will. Bis zu einem gewissen Grad stehen wir in Zürich also vor einer Art Mentalitätsverdrehung: Was eher dem Provinziellen zuzurechnen wäre, gilt an der Limmat als urban, und umgekehrt.

Das Klischee vom schweigsamen, vielleicht misstrauischen oder gar mürrischen, seine eigenen Methoden selbstverständlich über alle anderen stellenden Schweizers, greift, wie die meisten Klischees, nicht ganz daneben. Es fragt sich nun, ob Zürich nicht der einzige Ort ist, in dem das Klischee in den Neunzigern noch treffender wurde: Ein Akzent, ein Wort, eine Sichtweise, von den lokalen Wahrnehmungs- und Klassifikationsschemata oder vom herrschenden Trend nicht dekodierbar, kann bereits zu einer gespannten Stimmung führen.

Wer also, aus der „Provinz“ kommend, nach Zürich zieht, wo ein unablässiger Assimilations- und Akkomodationszwang gegenüber den angesagten „styles“ herrscht, gerät in die dilemmatische Double Bind-Lage. Das ominöse „sei spontan!“ wird hier zum „sei urban!“. Du giltst dann als schillernde urbane Figur, wenn du dich *permanent* an den unterhaltungsindustriellen, coolturellen (und durchwegs vorfiltrierten) Frameworks aus London und New York orientierst und deine Weltanschauung massgeblich über jene definierst. Werde *provinziell*, beziehe alles aus zweiter und dritter Hand, und du bist innerhalb dieser regionalen Koordinaten *urban!*

Es ist bezeichnend, dass diese Tendenzen von Einheimischen so gut wie gar nicht bemerkt werden. Es waren immer wieder Auswärtige, insbesondere aber Ausländer,

die mit dem Autor in dieser Hinsicht d'accord gingen. Ein in der DDR aufgewachsener Freund meinte gar einmal, Zürich sei altdeutsch.

Weder Laptop noch Lederhose!

Mit anderen Worten: der glocalistische Hyperprovinzialismus der städtischen Agglomeration ist deren medial, politisch und wissenschaftlich tonangebenden Akteuren unbekannt. Sie kennen einzig den „konventionellen“ Provinzialismus der ländlichen Regionen. Das ist, für sich gesehen, keine neue Erkenntnis. Doch der Glocalismus fördert mit seiner Eliminierung der ehemals überstädtisch-überregionalen Horizonte, mit der Aufhebung der nationalen Vermittlungsinstanzen die Zunahme des städtischen / ländlich-regionalistischen Identitywahns.

Es ist also bemerkenswert, dass der urban-lokalistische Hyperprovinzialismus nicht minder „isolationistisch“ ist als der ländliche.⁹ Dieser Hyperprovinzialismus wird durch den Glocalismus nicht nur forciert und legitimiert, sondern er tritt als stadstaatlicher Provinzialismus nicht einmal mehr ins Blickfeld der Meinungsmacher. Der Hyperprovinzialismus ist etwas ähnliches wie die „Episteme“ bei Foucault, ein kognitiv nicht mehr hinterfragbarer Erkenntnishorizont, der sich mit der Zunahme des Glocalismus weiter verengt und verschliesst, bis seine Infragestellung dereinst als Signum von „Verrücktheit“, „Devianz“ etc. gelten wird. Es ist keineswegs illegitim, diesen Rückfall ins Stadtstaatentum als einen ins Mittelalter, den Feudalismus und die frühe Neuzeit zu beschreiben. Doch ein Vergleich der glocalistischen Ödnis und Wüste mit dem nicht zu unterschätzenden *Pluralismus* des Mittelalters, seiner *Transnationalität* und seines *Multikulturalismus* wäre eine dreiste Beleidigung des Mittelalters und seiner Menschen.

Fügen wir diesen kritischen Passagen zum urbanen Glocalismus einige Worte zu seinem Komplement, dem regional-regionalistischen Glocalismus hinzu.

Der in den 60er und 70er Jahren entstandene Regionalismus verknüpfte das legitime Aufbegehren gegen den Zentralismus nicht nur mit sprachlich-kulturellen, sondern meist auch mit linken Ideen der Selbstverwaltung und der Ökologie. Der baskische Regionalismus oder Nationalismus verband den Kampf für die Erhaltung der eigenen Sprache und Kultur und gegen die zentralistische Willkür in Madrid und Paris mit sozialistischen Konzepten. Der katalanische Regionalismus profitierte vom Nimbus des Widerstands gegen den Franquismus. Robert Jungk bekundete 1976 die

⁹ In Frankreich wird den dominierten Schichten Tag für Tag vorgeworfen, sie betrieben einen „repli sur soi“ (Rückzug auf sich selbst). Unerörtert bleibt bei diesen Vorwürfen jeweils, wie es um die Abschottung des Pariser Establishments steht, das radikal dem europhilen und islamophilen Glocalismus frönt und sich seit rund 30 Jahren vom eigenen Land abgrenzt wie wohl keine Elite in ganz Europa. Die Unwissenheit der Pariser Führungsschichten in bezug auf die Vorgänge im eigenen Land sind eklatant und ein typisches Kennzeichen des „urbanen“ Hyperprovinzialismus. Bis auf wenige Ausnahmen gibt es noch immer keine brauchbaren wissenschaftlichen Analysen der Gründe für die Erfolge des Front National. Dies wird solange so bleiben, als die Wissenschaftler nicht imstande oder schon nur bereit sind, ihre eigene, partikuläre Ideologie zu objektivieren. Ein Fortschritt ist in dieser Hinsicht nicht zu erwarten, würde eine solche Objektivierung doch zutage fördern, dass die glocalistische, europhile und islamophile Ideologie und ihre desaströsen Folgen in einem *unmittelbaren kausalen Zusammenhang* zum Aufstieg des Front National stehen.

Hoffnung, dass die mit höherer Autonomie ausgestatteten Regionen nicht von kapitalistischem Konkurrenzdenken, sondern von sozialistischer Solidarität bestimmt würden.¹⁰

Derartige utopische Ausblicke wirken auf heutige Zeitgenossen, als stünden Äonen zwischen ihnen und uns. Jungk und die von emanzipatorischen Motiven angetriebenen Regionalisten konnten nicht ahnen, dass der Begriff des Sozialismus in den 90er Jahren dem allgemeinen Gelächter anheimfallen würde.

Die Regionalisierung selbst wurde tatsächlich durchgeführt, und der Region als „Brand“ geht es grossartig. Aber sie setzte sich weniger dank der politischen Arbeit von Graswurzelbewegungen durch als aufgrund der „Entelechie“ der EU, die auf die Errichtung eines Europas der Regionen abzielt: „Diejenigen, die diese ‚Dezentralisierung‘ politischer Macht ausschliesslich als einen Beweis für zunehmende Massstabsverkleinerung, anführen, übersehen übrigens, wie wir glauben, die Tatsache, dass die Initiative für eine Dezentralisierung in den letzten Jahren gerade häufig von der zentralen Gewalt ausging.“¹¹

Inzwischen fusst selbst der katalanische Regionalismus in erster Linie auf ökonomischem Egoismus, der sich in der Weigerung, für Transferzahlungen zugunsten der ärmeren Regionen aufzukommen, ausdrückt. Das norditalienische „Padanien“ Umberto Bossis und seiner Lega Nord beruhte von Beginn weg auf der Denunziation des „diebischen Roms“ („Roma ladrona“). Dass es nicht selten eher ökonomische als historische und geographische Zusammenhänge, sind, die Regionen konstituieren, zeigt sich etwa daran, dass inzwischen auch Mittelitalien zum Einflussgebiet der Lega Nord gehört:¹² „Was hat es mit diesem Begriff der *Region* auf sich, dessen Bedeutungsgehalt sich innerhalb weniger Jahre derart wandeln kann, dass hinter der regionalen Parole heute eine bunte Versammlung von folkloristischen Heimatschützern, erfolgreichen High-Tech-Unternehmen, dem Ethnopluralismus verschriebenen Neuen Rechten, Europamanagern, mitteleuropäischen Separatisten, grünen Anhängern der Recycling-Wirtschaft und enttäuschten Internationalisten steht?“¹³

¹⁰ Robert Jungk, in: Tintenfische, Bd. 10, *Regionalismus*, Berlin 1976

¹¹ Hans van der Loo, Willem van Reijen, *Modernisierung. Projekt und Paradoxon*, München 1992, p. 246

¹² In einem gewissen Sinn gilt dies auch für die Schweiz. Verwirrung stiftet hier die vom Bund vorgenommene Neudefinition des Mittellandes und weiterer Grossregionen. Während die Schulen, ganz der Topographie verpflichtet, das Mittelland als das Flachland zwischen Jura und Alpen definierten, das sich von Genf bis nach Rorschach erstreckt, sieht der Bund das anders. Neu gehören zum Mittelland die Kantone Bern, Freiburg, Solothurn, Neuenburg und Jura. Ein Wirtschaftsverband namens Espace Mittelland, der zum Rohrkrepiierer wurde, umfasste neben diesen Kantonen noch die Waadt und das Wallis (sic). Seither haben Meteorologen das Ihrige zur allgemeinen Verwirrung beigetragen. Wenn heute vom Mittelland die Rede ist, ist allenfalls klar, dass grosse Teile der Kantone Aargau, Bern und Solothurn dazugehören. Darüber hinaus weiss allerdings kein Mensch mehr, was das ominöse „Mittelland“ bedeutet.

¹³ Lothar Baier, *Abschied vom Regionalismus*, in: *Freibeuter* 49, *Spanien – abseits von innen*, Berlin 1991, p.14.

Seinen prototypischen Slogan fand der regionale Glocalismus in der Bemerkung des deutschen Ministerpräsidenten Roman Herzog aus dem Jahre 1998, Bayern sei eine „Symbiose von Lederhose und Laptop“ gelungen. Die Formel wurde in „Laptop und Lederhose“ umgewandelt, insbesondere von Edmund Stoiber gerne eingesetzt und fand rasch grosse Verbreitung.

Dem können wir nur entgegensetzen: Weder Lederhose noch Laptop! Zum einen verweigern wir die dominierende, kommerziell-populistische Verhöhnung populärer Kultur und deren Einsperren in die Trachtenbewegung des 19. Und 20. Jahrhunderts. Zum andern können wir uns über den Umstand, dass inzwischen auch noch die unsinnigste App für Computer oder Handys in den Medien ganz ernsthaft besprochen wird, nur noch maliziös lachen.¹⁴

Wer in den letzten Jahren das sich kontinuierlich verschlechternde Verhältnis zwischen den Halbkantonen Basel-Stadt und Baselland beobachtet, muss selbst vor dem Hintergrund des exzessiven Föderalismus der Schweiz staunen: Wohl nirgends in diesem Land bekämpfen sich Städter und Landbewohner mit einer solchen Gehässigkeit, die – mit Verlaub – manchmal ans Infantile grenzt.

Es versteht sich von selbst, dass ich als Bewohner Basels und als Linker fast durchwegs auf der Seite der Städter stehe. Doch ich bin ein durch Zürich genug gebranntes Kind, um nicht in die Falle einer Überidentifikation zu tappen. Und dafür gibt es auch handfeste Gründe.

Nehmen wir als Beispiel den Historiker Georg Kreis, Mitglied der wirtschaftsliberalen FDP. Er gehört zu den Historikern, denen es hoch anzurechnen ist, dass sie die mythische Schweizer Geschichtsschreibung, die unsreiner in der Schule noch lernen musste, entmythifiziert hat. Weniger Freude bereitet es, wenn man Kreis' heutige Stellungnahmen liest, die er fast wöchentlich in der Basler

¹⁴ Man erinnert sich an das Amüsement über die damaligen Vedia-Kataloge, die nebst viel Kitsch die kuriosesten Gadgets anboten, deren Eigenschaft darin bestand, den Alltag scheinbar zu vereinfachen, ihn aber verkomplizierten. In einer dadaistischen Betrachtungsweise waren einige dieser Gerätschaften allerdings wahre Kunstwerke. Die heutigen Pendanten zu diesen Gadgets und Gimmicks sind die Apps, die dafür verantwortlich sind, dass der Handygebrauch in der öffentlichen Sphäre derart invasiv ist. Bemerkenswert bei vielen dieser Apps ist die Verschmelzung von Selbst- und Umgebungskontrolle: Das Subjekt ist permanent daran, sich selbst und die Umgebung abzumessen, zu verrechnen, zu kategorisieren. Es ist kein Zufall, dass die dynamisch-glocalistischen Frankophonen nicht mehr davon sprechen, sie seien in („à“, „dans“), sondern „über“ („sur“) Paris. In der Tat: Sie sind nicht mehr *in* der Welt, sondern floaten über der Welt.

Das fast synchrone Zusammenfallen des übermässigen Handygebrauchs mit der Auflösung aller Raucherabteile in den Zügen ist durchaus signifikant, entspricht es doch einer Mikropolitik der Vereinzelung der Individuen. Parallel hierzu werden Kneipen und Bars in Lounges mit Sofas und Sesseln transformiert, die die Communityisierung fördern und Alltagskommunikation erschweren. Die Bedienung ihrerseits hat permanent mit dem Zubereiten und Mixen von Cocktails zu tun (wobei stets vergessen wird, dass das Cocktail nur so gut wie sein schlechtester Bestandteil ist), damit ja nicht der Eindruck von Unterbeschäftigung aufkommen könnte. Solches will uns die frohsinnige Zeitdiagnose als „Mediterranisierung“ verkaufen, obwohl es sich eher um puritanischen Hedonismus handelt.

Tageswoche¹⁵ publizieren darf: Er will die direkte Demokratie einschränken, sieht die Globalisierung positiv, sieht in der Einwanderung von 80'000 Personen jährlich in die bereits zerbaute Schweiz kein Problem,¹⁶ verlangt einen EU-Beitritt der Schweiz und verharmlost Islam und Islamisierung im Stile einer islamischen oder islamistischen Pressure Group.¹⁷ Georg Kreis vereinigt in einer Person den globalisierungsfreudigen, europhilen und islamophilen Glocalismus.

Stellen wir uns nun einen Arbeiter, Handwerker oder einfachen Angestellten vor, der im ländlichen Oberbaselbiet lebt (die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass es sich um einen Menschen mit Migrationshintergrund handelt). „Globalisierung“ und EU werden bei ihm nicht sehr hoch im Ansehen stehen, denn sie implizieren den freien Handel von Arbeitskraft und mithin die Möglichkeit, von Arbeitern mit tieferem Lohnniveau konkurrenziert zu werden. Dem Islam wird er bestenfalls indifferent gegenüberstehen. Doch angesichts der politischen und ideologischen Signale, die die Stadt aussendet, wird er für sie nicht allzuviel Wohlwollen entwickeln und, was entscheidend ist: Zwischen den dortigen Linken, Linksliberalen und Neoliberalen wird er kaum noch unterscheiden.

Den Fortschritt, den der (inter-)nationale Horizont zumindest der Intention nach implizierte, wird im Glocalismus wieder sistiert. Stadt und ländliche Region ziehen sich zurück ins jeweilige, selbstzufriedene „*mia san mia*“. Der Bundesstaat Schweiz bewegt sich zurück zum hyperprovinziellen Staatenbund.

Es ist medial und politologisch üblich geworden, die rechtspopulistische SVP, stärkste Partei der Schweiz, mit der Bezeichnung „nationalkonservativ“ zu versehen. Lassen wir uns kurz auf eine kleine Analyse ein. Falls mit „national“ hier die Hybris gemeint ist, die darin besteht, zu meinen, Schweizer würden alles überall und immer besser machen, oder die Schweizer seien „freier“ (sic) als andere Nationen, ist der Ausdruck angemessen. Ist damit gemeint, dass die SVP keinen Beitritt zur EU und

¹⁵ Bei der Tageswoche handelt es sich um eine Basler Wochenzeitung, die als Reaktion auf die Übernahme der Basler Zeitung durch Rechtspopulisten und Neoliberale lanciert wurde.

¹⁶ Zwar hat die Linke völlig recht, wenn sie diese Zersiedelung auf die wirtschaftsliberale Weigerung, eine nationale und rationelle Raumplanung ins Leben zu rufen, zurückführt – eine solche Planung hätte bereits in den Siebzigern greifen müssen. Doch eine Nettozuwanderung von 80 000 Menschen stellt so oder so eine langfristig nicht verkraftbare Herausforderung dar. Zudem vergisst die Linke ihre antimoderne und grüne Vergangenheit. Noch in den neunziger Jahren ist die linksgrüne Zürcher Regierung unter Ursula Koch offensiv gegen höhere Bauten eingetreten. Noch heute gibt es Zürcher Quartiere, die weniger dicht besiedelt sind als gewisse verachtete Agglomerationen.

¹⁷ Es ist in einer Stadt wie Basel fast ein Ding der Unmöglichkeit, vernünftig über den Islam zu diskutieren. Die Basler Glocalisten vertreten die irriige Meinung, das Zusammenleben mit dem Islam gestalte sich überall wie in Basel oder den besseren Quartieren von Paris oder London. Besonders dogmatisch verhalten sich Angestellte der Hochschule: Eine Basler Philosophin beschied dem Autor, er habe nicht die Kompetenz, über den Islam zu sprechen. (Vgl. zu diesem Reflex Siegfried Kohlhammer, *Islam und Toleranz*, Springe 2011.) Ein Basler Soziologe brachte dem Autor einmal in einem Wutanfall bei, dass es nirgends in Europa Islamisierungsphänomene gebe – dies im Jahr...2010! Erneut zeigen sich die fatalen Auswirkungen der urbanen Form des Glocalismus, der nicht mehr über die privilegierten oder „coolen“ Quartiere der Metropolen hinausdenkt. Es enthüllt aber auch die ausgeprägten repressiven und autoritaristischen Züge der kulturrelativistisch-postmodernistisch gewendeten Pseudolinken.

keine NATOfreundliche Lockerung der Neutralität will, so trifft dies zu – doch wer würde der Partei in dieser Frage ernsthaft einen Vorwurf machen?

Bezieht sich das „national“ hingegen auf Geschichte und Funktion des Schweizer Nationalstaates, wird der Begriff schwammig, wenn nicht irreführend. Ähnlich wie im vorwilhelminischen Deutschland waren es in der Schweiz gerade nicht die konservativen Kreise, die für einen starken Nationalstaat gegenüber der lokalistischen und regionalen Willkür eintraten. Würde die SVP die Geschicke dieses Landes leiten, kann es keinen Zweifel daran geben, dass sie die Schweiz zurück zum Staatenbund des Ancien Régime verwandeln würde. Selbst die Kantone sind dieser Partei zu „gross“ und „zentralistisch“ – alle Macht den Gemeinden und dem Lokalismus! Es ist zudem eine Illusion, zu denken, die SVP würde sich ganz „national“ nur an einheimischen ideologischen Traditionen orientieren – das ist eine Karikatur. Die Bewunderung der SVP-Exponenten etwa für Maggie Thatcher ist grenzenlos, und ihre Politik, hätten sie eine absolute Mehrheit, würde sich an derjenigen der UKIP oder der texanischen Republikaner orientieren. Die meisten SVPler sind anglophil-amerikanolatrische Glokalisten.

Ist die SVP wirklich „konservativ“? Wer noch ernsthaft glaubt, diese Partei sei antihedonistisch oder wertkonservativ, lebt in vorpasolinischen und – foucaultinischen Denkkategorien, die besagen, dass das Regime noch immer auf der Repression von z. B. sexueller „Devianz“ fusst.

Was den allfälligen Kulturkonservatismus anbelangt, so muss über diese Hypothese wohl kaum ein Gedanke verschwendet werden. Diese Leute stehen AC/DC näher als Beethoven (Beethoven ist zu links) und würden nur zu gerne jede öffentliche Unterstützung für „E-Kultur“ abschaffen.

Es ist letztlich nicht so, dass die Verwendung des Begriffs des Nationalkonservatismus in diesem Kontext grundsätzlich stören würde. Störend ist eher, wie inflationär und mit welcher Insistenz er gebraucht wird. Diese Beharrlichkeit ist keineswegs unschuldig. Sie vernebelt nämlich die Sicht auf das eigentliche „Genom“ dieser Partei, d. h. den gnadenlosen Neoliberalismus und Sozialdarwinismus. Die SVP ist Fleisch vom Fleisch der dunklen Geschichte des Liberalismus. Könnte sie widerstandslos regieren, würde der Nationalstaat zum reinen Nachwächterstaat, und der Sozialstaat würde völlig demontiert und der Willkür von Lokalmatadoren überlassen. Das Existenzminimum würde auf Essen, Trinken und einem Dach über dem Kopf hinunterdefiniert (wobei man sich selbst bei letzterem nicht mehr ganz sicher ist).

Es kann nicht die Aufgabe der linken Intellektuellen sein, hier erneut mit den Neoliberalen zu marschieren und die x-te angebliche „Dekonstruktion“ von allem vorzunehmen, was in irgendwelcher Art mit der Nation oder dem Konservatismus zu tun hat – das sind die intellektuellen Kämpfe von vorgestern. Aufgabe der Linken in der Schweiz muss sein, die begriffliche Unantastbarkeit, den Glorienschein, der hierzulande den Begriff des Liberalismus umgibt, zu destabilisieren.

Extrapoliert man die alltagskulturellen und ideologischen Koordinaten der kommenden SVP-Generation, die ich durchwegs nicht mehr als „nationalkonservativ“ einschätzen würde, so wird das Programm eines typischen

TV-Tages des Deutschschweizer Fernsehens (nach der von Rechtspopulisten und Neoliberalen geforderten Zerschlagung der staatlichen Medien in der Schweiz) dereinst etwa so aussehen:

10:00 Buure Zmorge. Heute aus Zug. Vortrag von Mike Kool, CEO der Syngmenta: „Professional Products für die Schweizer Bauern“
11:00 University TV. Historical Figures: Friedrich August von Hayek
12:00 News
12:05 Meteo
12:10 Blocher TV. „Frage nicht, was dein Unternehmen für dich tun kann – frage, was du für dein Unternehmen tun kannst!“
13:00 Buure Zmorge (Wiederholung)
14:00 News
14:05 Meteo
14:10 Christian Event. „We Love to Work – Alleluia!“
15:00 Willy the Dog. Kindersendung. „D’Girls händ am liebschte Boys mit vile Chlötzli.“
16:00 University TV. Historical Figures: Margaret Thatcher
17:00 News
17:05 Meteo
17:10 US Charts
17:30 UK Charts
17:50 CH Charts
18:00 US-Serien
22:00 News
22:05 Meteo
23:10 Christian Coaching. Ist Geld für Jesus cool?
00:00 Wiederholungen

Der Musiker Hanns Eisler befand, wer nur von Musik etwas verstehe, verstehe auch davon nichts. Exakt dies trifft auf den regionalen bzw. urbanen Glocalismus zu. Wer nur von seiner Region etwas versteht, von überregional-nationalen Koordinaten nichts mehr wissen will und sich stattdessen kompensatorisch nur noch an den globalistisch-angelsächsischen Patterns orientiert, wird auch die eigene Region nie wirklich verstehen und demnach auch die Welt nicht. Wer in Imitation der Hyperbourgeoisie nur noch seine Stadt und die behüteten und coolen Teile von Metropolen kennt und jeden Blick über die Stadt hinaus ablehnt, das heisst die regional-nationalen Koordinaten nicht mehr kennt, wird auch die internationalen Koordinaten nie wirklich kennen – er wird demnach auch nur ein Zerrbild seiner Stadt besitzen.

Soweit die Darstellung des „sozialgeographischen“ Dualismus in Folge des Glocalismus, also der Aufspreizung in das hyperprovinzielle Stadtstaatentum der Hyperbourgeoisie und den provinziellen Regionalismus, mitsamt der generalisierten Ignoranz, Arroganz und Aggressivität, die dieser Rückfall mit sich bringt.

Die drei Formen des Glokalismus

Nun aber gilt es, ein Auge auf die drei ideologischen Haupttypen des Glokalismus zu werfen, deren gemeinsamer Nenner der (aus linker Sicht ursprünglich progressive) Wille zur Zerstörung der europäischen Nationalstaaten und die Devalorisierung aller spezifisch nationalstaatlichen Elemente ist. Es sind deren drei:

- 1) Der islamophile Glokalismus ist die reaktionärste Ausformung. Er ist u. a. das Produkt von autoritären, postmodernistisch gewendeten Linken und Linksliberalen, die sämtliche Utopien über Bord geworfen haben zugunsten einer irenischen Sicht des Islam. Hierbei ist oft die Auffassung richtungsweisend, dass die Islamisierung Europas eine Alternative zum Kapitalismus bieten könnte. Zu diesen Glokalisten gehören auch Neoliberale, freilich aus rein opportunistisch-merkantilen Gründen. Am weitesten fortgeschritten ist diese Glokalisierung in Frankreich, mit grosser Wirkungsmacht in Wallonien und der frankophonen Westschweiz. In Frankreich bewirkt der islamophile Glokalismus bereits eine Erosion von Menschenrechten, Bürgerrechten, Frauenrechten, Schwulenrechten sowie des Rechts von jüdischen Bürgern auf physische Integrität. Zahllose Schriftsteller, Karikaturisten, Islamkritiker etc. werden als „Rassisten“ essentialisiert und können nur noch mit Personenschutz auf die Strasse, und der Antisemitismus ist wieder alltäglich geworden. Auf diesen Glokalismus soll in vorliegendem Text nicht näher eingegangen werden.¹⁸
- 2) Der anglophil-amerikanolatrische Glokalismus besteht in der Überzeugung, dass Europa und die Welt sich in möglichst allen Bereichen den angelsächsischen Ländern angleichen müssen. Grob generalisiert lässt sich wohl sagen, dass diese Tendenz bei der politischen Rechten, insbesondere bei Neoliberalen, ausgeprägter ist. Oft wird auch vergessen, wie anglophil und proamerikanisch Rechtsextreme in Osteuropa sind. Dennoch lässt sich dieser Glokalismus politisch nicht wirklich sauber zuordnen. Eine der exotischsten Formen ist bei den marxianischen „antideutschen Linken“ zu finden. Sie gehen in ihrem Hass auf Deutschland und ihrer anglophil-proamerikanischen Haltung so weit, dass sie auch Sozialdarwinismus, Militarismus, Kriege etc. befürworten, sofern sie in

¹⁸ Vgl. Zenklusen, *Ist der Antirassismus faschistoid geworden?* (2012), im Web einzusehen etwa auf der Page der Gesellschaft für wissenschaftliche Aufklärung und Menschenrechte GAM; *Der Islam in Frankreich und Badiou's Utopie des Schreckens* (2015), auf der Page des Kritiknetzes – Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft.

irgendeiner Art mit angelsächsischen Interessen in Verbindung zu bringen sind.¹⁹

Sprachlich zeigt sich als Folge dieses Glokalismus die katatonische Unfähigkeit des Deutschen, etwas Neues hervorzubringen. Anstelle des einstigen, *eigenen* Slangs (bzw. „Rotwelschs“) und der dialektalen und soziolektalen (diatopischen und diastratischen) Durchmischung und Innovation werden nur noch Versatzstücke aus dem Englischen importiert und nicht mehr verändert. Die deutsche Sprachwissenschaft steht dieser Entwicklung indifferent oder affirmativ gegenüber. Die deutsche Sprachkritik ist aus Angst vor dem „Purismus“ faktisch ausgestorben, was ein massiver zivilisatorischer Rückfall ist, da Sprachkritik immer auch Ideologiekritik ist.

Medial bedeutet der anglophil-amerikanolatriche Glokalismus das Ende von Heterogenität und Internationalität. Was diese Glokalisten zu Papier oder ins Web bringen, liesse sich durch die tägliche deutsche Übersetzung von *The Sun* und *The Economist* ersetzen.

Kinematographisch verstärkt sich die Dominanz Hollywoods. In der deutschsprachigen Provinz wird in den Kinos, abgesehen von einigen nationalen Eigengewächsen, nur noch Hollywood gezeigt.

Im Bereich der U-Musik bzw. von Pop und Rock ist es völlig selbstverständlich geworden, dass (abgesehen von einigen deutschsprachigen Bands) medial keine nicht angelsächsische oder nicht englisch singende Gruppen mehr berücksichtigt werden. Bei gewissen Individuen sind bereits wütende Reaktionen zu beobachten, wenn nicht englisch gesungen wird.

Immer verbreiteter ist der anglophil-amerikanolatriche Glokalismus in den hiesigen Wissenschaften. Seit den neunziger Jahren besteht eine zunehmende Tendenz, die Angloamerikanisierung entweder zu befürworten oder als folgenlos und neutral zu bewerten. Besonders perfid sind die grossangelegten Versuche in den Geisteswissenschaften, Kulturwissenschaften und gewissen „Studies“, die Homogenisierung als „Individualisierung“, „Globalisierung“, „Pluralismus“ oder „Hybridisierung“ zu bezeichnen.

- 3) Der europophile Glokalismus lebt von der Hoffnung, dass die Nationalstaaten durch die Europäische Union ersetzt werden und die nationalen Währungen dem Euro weichen.

Bei der Behandlung der Europhilie bzw. der Europäischen Bewegung gilt es, zwei historische Phasen deutlich voneinander zu unterscheiden. Zunächst stand die europäische Integration unter dem Zeichen der deutsch-französischen Versöhnung, war vor allem christdemokratisch geprägt und

¹⁹ Vgl. Zenklusen, *Deutschland unter alles*, auf stefanzenklusen.ch.

umfasste pragmatische ökonomische und kulturelle Kooperationen unter Berücksichtigung der kulturellen und habituellen Pluralität der Nationen und Menschen. Seit der Implementierung des Vertrags von Maastricht 1992 und der Einführung des Euros und der Konvergenzkriterien steht die Integration unter eher autoritären und ökonomistisch-neoliberalen Ägiden, wobei das Übergehen von direktdemokratischen Entscheiden der Völker zur Norm geworden ist. Mit dem gemeinsamen Ziel der Auflösung der Nationalstaaten haben postmodernistische Linke und autoritaristische Neoliberale sozusagen fusioniert.

Frankreichberichterstattung unter dem Regime des Glocalismus: medialer Provinzialismus und Ressentiments

Der Journalist, Historiker und Dichter Niklaus Meienberg hatte einst ironisch für die Aufhebung der Frankreichkorrespondenz plädiert. „La France, revue et corrigée par Zurich et Washington“ umschrieb er spöttisch die Praxis der Neuen Zürcher Zeitung, über Frankreich nach dem Schema X des angelsächsisch inspirierten Wirtschaftsliberalismus und nach Massgabe der geopolitischen Interessen der USA und Grossbritanniens zu berichten.

Seit den 90er Jahren, im Zuge der Schwächung der Nationalstaaten und der Entfaltung des Glocalismus müsste eine derart ethnozentrische Berichterstattung über Frankreich eigentlich der Vergangenheit angehören. Da das Ende der Ideologien ausgerufen wurde und, so die verbale Tartüfferie der scheinheiligen Adepten des Glocalismus, so etwas wie Kulturimperialismus nicht mehr existiere und einer noch nie dagewesenen ethnischen, kulturellen, sprachlichen Pluralisierung und „Hybridisierung“ Platz gemacht habe, müsste die tendenziöse Frankreichberichterstattung einer kaleidoskopartigen Vielfalt Platz gemacht haben. Umso mehr, als gemäss den europhilen Glocalisten die Zunahme des Handels und der EU-Integration die Nationalismen auflösen sollten („Wer Handel treibt, führt keinen Krieg.“²⁰).

Selbstverständlich ist in dem Masse das Gegenteil der Fall, als der anglophil-amerikanolatriche Glocalismus innerhalb der deutschsprachigen Medienwelt das Kommando übernahm, wie ein Rückblick deutlich dokumentiert.

Bei der Lektüre der Seiten 1 und 2 der NZZ vom 19. 2. 2003, wo der Einschätzung der Irakpolitik Anthony Blairs und Jacques Chiracs zwei Artikel gewidmet waren, konnte man sich sozusagen im simultanen Vergleich der Aktualität des Meienbergschen Ausspruchs versichern – rotzig war der Ton gegenüber Chirac, während gesittet-zurückhaltend mit Blair umgegangen wurde.

Die Animositäten zwischen Briten und Franzosen verweisen auf alte feudale (beginnend mit dem Hundertjährigen Krieg) und kolonial-geostrategische

²⁰ Dieses typisch anglophil-neoliberale Ideologem ist etwas vom Unverschämtesten, was der Diskurs der Globalisierung je hervorbrachte. Demnach hätten Grossbritannien und die USA kaum je einen Krieg geführt.

Rivalitäten, die seit dem Eintritt Grossbritanniens in die damalige EWG 1973, den Charles de Gaulle aus Angst vor indirekter Einflussnahme der USA verhindern wollte, wieder aufflackern. Britannien (bzw. England) lag bis anhin viel an einer EU, die sich nicht über einen zollfreien Handelsbund hinausentwickelt und mit möglichst wenig politischen, iuridischen, geopolitischen und militärischen Handlungskompetenzen ausgestattet ist. Deshalb hat sich Grossbritannien so intensiv für eine möglichst rasche Osterweiterung eingesetzt: Sie bewirkt einen Prozess der institutionellen „Verflüssigung“ und verhindert zumindest mittelfristig eine strukturelle Straffung der EU über Handelsfragen hinaus.

Dieses britische Desiderat hat sich grosso modo erfüllt. Die EU ist zur grossen Hanse herangewachsen, aber aller weiteren Ambitionen verlustig gegangen und präsentiert sich heute militärisch als erweiterter Arm der angloamerikanisch dominierten Nordatlantischen Allianz. Umso lächerlicher wirken im Rückblick die medial allerorten verbreiteten (und während der EWR-Diskussion²¹ instrumentalisierten) Beschreibungen der EU als eines zentralistischen und bürokratischen Monolithen unter deutsch-französischer Führung, der wenigstens das freiheitsdurstige England sozusagen in Vertretung der gebeutelten Kleinstaaten widersteht.

Eine von den Gaullisten gerne erzählte Anekdote, die die „Missverständnisse“ zwischen Frankreich und den USA verdeutlicht, ist die Beurteilung de Gaulles durch Franklin D. Roosevelt. Diesem fehlte im Gegensatz zu Winston Churchill jedes Verständnis für de Gaulles stures Festhalten an den Interessen des „Freien Frankreich“. Roosevelt hielt de Gaulle für gefährlich und einen potentiellen faschistischen Diktator und bevorzugte den Oberbefehlshaber von Vichys Gnaden in Nordafrika, François Darlan, der nach der alliierten Invasion Ende 1942 überlief.

Das Bild des Franzosen in der US-amerikanischen Unterhaltungsindustrie oszilliert zwischen dem Frauenbetörer mit lockerer Sexualmoral, dem beretragenden Kauz, dem sturen Bürokraten oder aufgeregt zappelnden Opportunisten. Weibliche Figuren erscheinen vorzugsweise als attraktive Frau mit charmantem Akzent oder schlecht gelaunte Concierge. Bis auf rare Ausnahmen ist diesen Figuren die Handlungsunfähigkeit und generell auch mangelnde Prinzipientreue gemeinsam.

Es ist nicht unerheblich, dass die frankophoben Klischees partiell deckungsgleich sind mit antisemitischen: arbeitsscheu, unpraktisch, durchtrieben, opportunistisch, fahrig, unmoralisch etc sind die dominierenden Prädikate. Offensichtlich bedient die Frankophobie das Bedürfnis nach ressentimentgeladener Kanalisierung der Schuld an den negativen Folgen des neoliberalen Kapitalismus, die üblicherweise Israeliten trifft, dort, wo der Antisemitismus mit sozialer Ächtung verbunden ist. Tatsächlich avanciert der Antifranzismus wohl zum salon-, wirtschafts- und kulturszenekompatiblen Antisemitismussurrogat. Im frankophoben Konsens konvergiert die anglophil-amerikanolatrische Elite.

Eines der medial verbreitetsten Muster ist das Klischee der chauvinistischen Arroganz der Franzosen, fast ausnahmslos mit der unsinnigen (weil in Frankreich selber gar nicht verwendeten) Etikette „Grande Nation“ unterlegt. Frankreich, so das

²¹ Die Schweiz lehnte 1992 den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum ab.

Vorurteil, übe sich in Nabelschau und betreibe kulturellen und sprachlichen Protektionismus. Jean-Marie Le Pens Erfolge wurden in gewissen angelsächsischen Medien als typisch französisches Phänomen behandelt.

Der geradezu überwirkliche Charakter einer solchen Sichtweise enthüllt sich, wenn wir zu den Themenkreisen (Chauvinismus / kulturelle Offenheit) Frankreich dem angelsächsischen Raum gegenüberstellen. Im Vergleich zur USA, wo der Anteil der übersetzten Bücher und der ausländischen Filme unvorstellbar tief bleibt, ist selbst ein Land wie Frankreich, das sich zweifellos gerne mit sich selbst beschäftigt, ein Vorbild an Offenheit und Multikulturalität.

Nationalistische Hysterie wie in Grossbritannien während des Falkland-Kriegs ist in Frankreich seit Ende des Zweiten Weltkriegs ausgeblieben. In der französischen Presse, mag sie noch so mittelmässig sein, sucht man vergeblich rassistische Exzesse wie in gewissen britischen Tabloids, es sei denn (wenn überhaupt) in lepenistischen Postillen wie „National Hebdo“. Die „Sun“, deren Darstellung Chiracs als Wurm der letzte Höhepunkt einer langen Tradition des pöbelhaften „Journalismus“ ist, knüpft direkt an die Praktiken nazistischer Tiermetaphorik an. Le Pen mag ein typisches französisches Phänomen sein – aber der britische Lepenismus scheint dermassen integriert und alltäglich zu sein, dass er keiner politischen Bewegung mehr bedarf. „Fox“, Der erfolgreichste Fernsehsender der USA, wie die „Sun“ und die „Times“ zum Imperium des gläubigen Protestanten Rupert Murdoch gehörend, verband nach dem Beginn der „Irakkrise“ Kriegspropaganda mit antifranzösischer Volksaufhetzung.

All dies wäre nicht weiter beunruhigend und könnte unter die Rubrik des angelsächsischen Populismus fallen, der den Gang der Dinge letztlich kaum entscheidend beeinflusst. Allein, die mit rasender Geschwindigkeit weltweit voranschreitende Übernahme angelsächsischer Patterns in fast sämtlichen Bereichen „globalisiert“ auch die ethnischen Klischees jener Patterns. Robert Kurz irrt, wenn er der globalistischen Kultur abspricht, überhaupt noch Kultur zu sein. Keine Kultur gibt es nicht. Die Welt, so ist zu befürchten, verdüstert sich unter den planetarischen Wolken des angelsächsischen Provinzialismus und seiner Sbirren, den anglophil-amerikanolatrischen Glokalisten.

Längst wäre es an der Zeit, über die sprachlichen, kulturellen und anthropologischen Folgen dieses Monokulturalismus nachzudenken. Freilich provoziert, wer es versucht, schnell wütende Vorwürfe des „Archaismus“. Zu sagen, was ist, gerät in den Ruch des „Ewiggestrigen“ – ungefährlicher und deshalb beliebter ist hingegen der feuilletonistische und akademische Optimismus der Öffnungsrhetorik zum Nulltarif, der bei jeder sich bietenden Gelegenheit von „Multikulturalität“ und „Kreolisierung“ schwärmt. Dies ist ein Hauptaspekt der *diagnostischen Langsamkeit* des Postfordismus, die bereits die offensichtlich regressive und sozialdarwinistische Entwicklung des Neoliberalismus verschlief und dafür der Scharlatanerie der angeblichen „New Economy“ auf den Leim ging. (Diese Lahmheit wirkt auch in der Bewertung religiöser Strömungen. Wenn der Protestantismus zur selbstverständlichen Religion wird, verschwindet der aggressive Missionarismus US-amerikanischer „Freikirchen“ in Südamerika oder Osteuropa und die

Wirkungsmacht des Evangelikalismus in den USA aus dem Blickfeld. Gerade die „dynamischsten“, sich als „unabhängig“ bezeichnenden Medien merkten Jahrzehnte nichts davon und füllten dafür das Sommerloch mit dem Gejammer über die Konservativität päpstlicher Enzykliken. „Dynamik“ erweist sich hier als stupide Aufgeklärtheit, die im Obskurantismus endet. Wer über den Protestantismus nichts zu sagen hat, schweige vom Katholizismus oder dem Islam.)

Onkel Toms Alternationalismus: die politisch korrekte Form des Nationalismus

Diese eigenartige Form des bewusstlosen, alternationalistischen Eingenommenseins von Nicht-Angelsachsen für die/von der andere(n) Zivilisation (deshalb Alternationalismus) ist so weit fortgeschritten, dass ihre teilweise zum Himmel schreienden Folgen kaum mehr wahrgenommen werden. So ist die Bezeichnung „Ethno-Food“ für mexikanische oder Schweizer Küche völlig üblich geworden – was zum Teufel ist „ethno“ an Rösti oder Tortillas? In Plattengeschäften kann es vorkommen, dass eine italienisch singende Rockgruppe im Rayon „canzoni“ eingereiht wird. Ein Ergebnis der impliziten Annahme, dass U-Musik eo ipso englisch gesungen wird und alles andere eine „Spezialität“ für „Italophile“, „Frankophile“ etc ist. Vor über 20 Jahren besang die französische Hardrockgruppe „Trust“ ihre für den Export bestimmten Platten auf englisch und verwässerte damit gerade ihre schnelleren und aggressiveren Stücke. Doch was kümmert das den globalistischen Konformismus? Hauptsache englisch! In dieser Hinsicht war die Opernkultur des 19. Jahrhunderts im Vergleich zur Popszene ein Ausbund an Offenheit und Vielsprachigkeit.

Gerne verwechselt die liberale Ideologie den Alternationalismus mit nationalimusverhinderndem Internationalismus und Multikulti. Eigentlich wechseln sich Alternationalismus und Nationalismus aber arbeitsteilig ab. Der Nationalismus bemächtigt sich (soweit überhaupt noch möglich) „interner“ Themen wie der Ausländerpolitik, der Verteidigungspolitik oder Steuerfragen. Sobald der nationalstaatliche Rahmen zur Entscheidungsfindung verlassen wird, greift der Alternationalismus. Wer Internierungslager für kriminelle Asylanten fordert, bekundet keine Mühe, in wirtschaftskonzeptuellen oder weltpolitischen Fragen globalistisch die Position des „Wall Street Journal“ zu predigen. Der Medienapparat lebt von der Konstruktion eines unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Nationalismus und Alternationalismus, der in gewissen Fragen sicherlich entstehen kann. Doch die Koexistenz beider ist eher die Norm. Beide, Nationalisten oder Rechtspopulisten wie globalistische Alternationalisten sehnen sich nach der fötalen Geborgenheit im (national beziehungsweise angelsächsisch-global vermittelten) einheitskulturellen Framework. Gerät dieses Aufgehobensein in eine Krise, droht der reaktive Rückfall, der beim Nationalismus im Pogrom gipfelt und beim Globalismus in hysterische, pseudointernationalistische Nibelungentreue ausartet.

Deshalb ist die Antiamerikanismus-Debatte mit Ausnahmen so „leer“, so gespenstisch: weil ganze Weltregionen (darunter Europa) so angliert und amerikanisiert sind, dass der Horizont bereits am Verschwinden ist, der es überhaupt erlaubte, entscheidende Aspekte dieses Prozesses zu objektivieren.

Der Abschied vom keynesianisch inspirierten Rheinischen Kapitalismus hat einen neuen Typus des autoritären Charakters hervorgebracht, dessen zentraler Zug der Antietatismus ist. Der „wuchernde Staat“ ist zum Feindbild avanciert, mitsamt seinen Attributen: dem „Steuervogt“, dem „Zentralismus“, der „Bürokratie“, dem „Luxusbeamten“, dem „Sozialschmarotzer“. Wird das Feindbild ins Ausland verlegt, entstehen von denjenigen Staaten, die sich (real oder fiktional – auch hier liegt womöglich eine gewisse Analogie zum Antisemitismus vor) der wirtschaftsliberalen Einheitsdoktrin widersetzen, klischierte und gehässige Charakterisierungen. „Frankreich“ (oder was dafür gehalten wird) ist eine solche Projektionsfläche. Ob Liberale, Rechtspopulisten wie Jörg Haider und Christoph Blocher, oder die Grundwertekommission (hoppla!) der SPD (Bericht vom 15. 9. 1999) – man scheint sich darin einig zu sein, dass „Paris“ ein Hindernis ist auf dem Weg zu einem regional strukturierten Manager-Europa, in dem der Staat auf seine Nachwächterfunktionen reduziert ist. Seit längerem bietet die Frankreich-Berichterstattung mithin ein Terrain, auf dem die doktrinären Facetten des Neuen Liberalismus und des anglophil-amerikanolatrischen Glocalismus erforscht werden können. In Deutschland selber vermengt sich der wirtschaftsliberale Autoritarismus mit dem wiedererlangten Selbstbewusstsein der Berliner Republik. Immer unverhohlener spricht aus dem Nörgeln über die angeblich korsettierten französischen Zustände die Lust daran, das westliche Nachbarland vom „Thron seiner Grossmachtträume“ zu stossen („Der Spiegel“ 37 / 1995).

Frankophobie ist das völkische Signum der gegenwärtigen, wirtschafts- und gesellschaftspolitisch von Neoliberalismus und geopolitisch von der Durchsetzung der Pläne zum glocalistischen New World Order geprägten Epoche. „Neoliberal“ kann sie noch immer genannt werden, denn die Wandlung in der politischen und medialen Rhetorik ändert faktisch nichts an genuin neoliberalen wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Entscheidungen und an der Vergrößerung der sozialen Schere, die selbst im Westen wieder regelrecht Züge des Feudalkapitalismus annimmt. Die „Neue Mitte“, von den „liberalen“ Medienpools damals so gefeiert wie die „New Economy“, bleibt allenfalls als beispielhafte politische und ideologische Posse der neunziger Jahre in Erinnerung.

Zur Illustration der These vom alternationalistisch-völkischen, das heisst womöglich global werdenden frankophoben Musters seien Beispiele aus den deutschsprachigen Medien der neunziger und nuller Jahre angeführt. In der deutschsprachigen Presse unter der Ordnung des Glocalismus vermengen sich die oben erklärte Überidentifikation mit dem angelsächsischen Gesellschafts- und Kulturmuster mit den in deutschen Landen überlieferten Klischees und Urteilen zum „Französischen“. Besonders köstlich sind dabei diejenigen Negativurteile, die wohl von angelsächsischer Warte aus „Sinn“ machen mögen, aber aus deutscher oder Deutschschweizer Perspektive nur mit viel Blindheit gegenüber eigenen Verhältnissen geäußert werden können – mustergültige Prozesse des Alternationalismus, wo die (mentale) angelsächsische Welt unbemerkt zur eigenen wird.

Extrapolierte man, was in deutschsprachigen Ländern in den vergangenen Jahren teilweise über Frankreich verbreitet wurde, auf die Gegenwart, so müssten wir es heute mit einem sowjetisch anmutenden, isolationistischen, nationalistischen, pauperisierten und ökologische kaputten, klinisch toten Gebilde zu tun haben. Schliesslich muss es mit einem Land, in dem selbst in den neunziger Jahren einem guten Teil der Rechten der Deregulierungs-Ukas der Chicago-Schule schnuppe war und „jeder vierte Beschäftigte aus dem Staatssäckel besoldet wird“ („Tagesspiegel“, 16. 2. 2000), ein schlimmes Ende nehmen. Als ob der Kapitalismus eine einzige Success-Story der zunehmenden Prosperität durch Freihandel und schlanken Staat wäre. Den Zeithorizont eines Kleinkindes anzunehmen (zurück und nach vorne), ist erstes Gebot des Wirtschaftsjournalismus. Die Projektionsmechanismen des neoliberal-autoritären Charakters funktionieren wie gehabt. Dem, was man sich selber antat, sollen auch die anderen nicht entgehen: „Wir haben uns angepasst, den Gürtel enger geschnallt, die Rezepte der wirtschaftstheoretischen Führerkaste beherzigt. Dem Franzmann soll es nicht besser gehen.“

Mit dem Ewigvorwurf des Zentralismus wird allerhand Schabernack getrieben. Die Korsikafrage wird nicht selten als Kolonialverhältnis abgehandelt. Eine im Sommer 2000 Korsika gewidmete Sendung eines deutschen Fernsehsenders²² insinuierte nicht nur, es bestehe eine quasi-imperialistische Relation einer unverständigen Zentralmacht zu einem freiheitliebenden Inselvolk, sondern behauptete auch, Paris habe die korsische Wirtschaft bewusst ruiniert. Die auf der Strasse und Plätzen befragten Leute äusserten sich allesamt negativ über Lionel Jospins Matignon-Abkommen, bezeichneten die Abgeordneten des Regionalparlamentes als „von Paris Gekaufte“ und/oder verlangten mehr Autonomie oder gar die Unabhängigkeit.

Mit der Komplexität der Korsikafrage hat diese Fernsehbastelei nicht das Geringste zu tun. Denn weder wurden darin die mafiösen und faschistischen Tendenzen gewisser nationalistischer Gruppierungen erwähnt, noch die Tatsache, dass sich in Umfragen noch nie mehr als 10 Prozent der Korsen für die Unabhängigkeit aussprachen.

Man verstehe richtig: Es soll hier keineswegs dem Zentralismus das Wort geredet werden. Einzig, dass seine Pauschalverurteilung (in der sich föderalistische Grüne und Ultraliberale gerne treffen) vor allem als Aspekt neoliberal vorgeprägter Frankophobie und der blinden, globalistischen Föderalismusverherrlichung zu verstehen ist, soll angedeutet werden. Welche Garantien gibt es, dass sich der Zentralismus auf regionaler Stufe nicht reproduziert? Ist es Zufall, dass die protestantischen Sekten in den USA ultraföderalistisch eingestellt sind und sich der Vatikan für die Regionalisierung in der EU begeistert? Am Ende ist der Pariser Zentralismus dem neuuropäisch-feudalkapitalistischen Regionalismus, seinen Lokalmatadoren und seinem Identity-Wahn noch vorzuziehen.

Die „Weltwoche“ entblödete sich nicht, die französische Regionalküche, da vom Pariser Wasserkopf aufgesogen, für inexistent zu erklären (21. 9. 2000). Französische Gastronomie, so der Lebensart-Journalist, beschränke sich auf die Haute Cuisine, die

²² Der Autor konnte das «Gefäss» im nachhinein nicht mehr ausmachen.

sich die pseudo-aristokratischen Franzosen in Restaurants servieren liessen, die mit absolutistischem Prunk vollgestopft seien. Auch der Hinweis auf beflissen-arrogante Kellner durfte natürlich nicht ausbleiben.

Demgegenüber ist zunächst festzuhalten, dass die regionale Küche in Frankreich ihre Vitalität längst wieder erlangt hat. Was der Schreiberling herbeipolemisiert, mag in den Sechzigern bis zu einem gewissen Grad der Fall gewesen sein – was dreissig Jahre zurückliegt, wird als aktuell ausgegeben. Dass es aber überhaupt möglich ist, eine Autostunde vom Elsass entfernt einen solch hochgradigen Schwachsinn zu schreiben, bedarf weiterer Erklärungen.

Der Gastrokritiker Wolfram Siebeck bemerkte einmal treffend, die kulinarische Italophilie der Deutschen sei wohl darauf zurückzuführen, dass diese allein schon beim Anblick eines französischen Kellners aus Angst vor einer Blamage erstarrten – da könne man einem Trattoriabesuch schon viel lockerer entgegensehen. Siebeck hat damit durchaus etwas Tiefersitzendes angetippt. In deutschen und angelsächsischen Gefilden scheint nämlich noch immer die Auffassung verbreitet zu sein, Romanen hätten primär als fröhliche Wein- und Speiselieteranten zu fungieren. Erfüllen sie diese Erwartungen nicht und leisten sich erst noch einen starken Staat mit Mittelmachtanspruch, werden sie unheimlich und arrogant.

Ein Letztes zum Vorwurf des „Pseudoaristokratischen“. Ihn ausgerechnet gegenüber Ländern zu erheben, die traditionell eine sophistische Speisekultur besitzen, ist deswegen absurd, weil sie ja eh über den „Grundstoff“ verfügen, das heisst es also weit weniger nötig haben, das Essen in kulturelles Kapital umzusetzen. Wenn es der Musterbeispiele in Sachen Gastrofetischismus bedarf, dann sind sie weniger im diesbezüglich „pragmatischen“ Paris oder Lyon zu finden, sondern bei den Yuppies und der Grossbourgeoisie Zürichs, Münchens und Berlins. Einmal mehr gilt: Eigene Macken projizieren wir ins Nachbarland hinein; die anderen sind die Blöden!

Von solchen Projektionsmechanismen scheint auch etwas auf, wenn ebenso süffisant wie unverdrossen die „Normalisierung“ Frankreichs gewürdigt wird. Die „Neue Zürcher Zeitung“ begrüsst schulterklopfend die „langsame Umstellung von Frankreichs Uhren auf Weltzeit“ (18. 2. 2001). Reichlich unverfroren von Seite des Vorzeigeblasses eines Landes, das vor etwas mehr als 30 Jahren erst das Frauenstimmrecht einführte. Doch solches ist auch nicht gemeint, vielmehr: die abnehmende Widerständigkeit gegenüber der wirtschaftsliberalen Einheitsdoktrin, deren Propagierung die Falkenstrasse zum Tagesgeschäft erhoben hatte, bevor sie etwas unpopulär wurde und wieder etwas zurückhaltender formuliert werden musste.

Das unüberprüft weitergegebene Klischee vom „Chauvinismus“ und „Nationalismus“ kann auch bis ins Phantastische aufgeblasen werden. Rudolf Augstein sieht Chirac „à la de Gaulle gegen den Rest der Welt“ handeln („Der Spiegel“, 37 / 1995) und halluziniert, Frankreich wolle Europa und Deutschland „am Leitseil führen“ und „Deutschlands Wirtschaftskraft schwächen“ (51 / 1995).

Das Gros der Medien hat zur Refaschisierung unter neoliberalen Bedingungen prognostisch wenig geleistet. Wer das flexibel-dynamische Managertum für inkompatibel mit Faschisierung hält, bleibt natürlich auf den klassischen

Neofaschisten Le Pen oder seine Tochter fixiert und braucht Jahre oder gar Jahrzehnte, um beispielsweise den selbstverständlichen Rechtspopulismus in den USA oder rassistische Tendenzen in Australien auszumachen.

Die Weltrassismen des anglophil-amerikanolatrischen Glocalismus

Der beständig an die Franzosen gerichtete Nationalismus- und Chauvinismusvorwurf übernimmt mithin klassische Ableitungs- und Verdrängungsfunktionen. Je verbreiteter populistische und rassistische Integrismen vor der eigenen Haustüre oder in der als prototypische Repräsentantin der „Modernität“ adoptierten angelsächsischen Welt sind, desto mehr bedarf es eines nationalistischen Miesepeters: im Osten zum Beispiel die Serben oder die Russen, im Westen die Franzosen.

Selbst das relativ freizügige französische Einbürgerungsrecht ist nicht vor der Herablassung der germanophonen Journaille gefeit. Allenthalben wurde die Naturalisierungspraxis nach den Fussballelfen 1998 als Profitcenter für den Sport umgedeutet. Die Franzosen hätten sich ihre Spieler „eingekauft“, so etwa der Tenor, um ihre Elf damit ethnisch aufzufrischen. Sich selbst übertroffen in dieser Darstellungsweise hat sich die „Sport-Bild“ in der ersten Ausgabe nach dem Fussball-EM-Endspiel vom 2. 7. 2000 . Sie erstellte eine Liste mit der Überschrift: „Woher kommen die französischen Spieler?“ Ergebnis: 11 „falsche“ und 9 „echte“ Franzosen. Macht 20. Die zwei Basken Deschamps und Lizarazu wurden als „Grenzfälle“ bezeichnet. Dass bei solcher Art der ethnizistischen Identitätszuweisung auch alle Okzitaner, Bretonen, Elsässer eigentlich als „Grenzfälle“ gelten müssten, übersah der Bild-Ethnologe. Interessant auch, dass der Portugal-Stämmige Pires als echter Franzose gewertet wurde, im Gegensatz zu allen Schwarzen aus den Überseedepartementen, die von Geburt an über alle Bürgerrechte verfügen. Dass Frankreich im Gegensatz zu Britannien nicht zwischen „Nationals“ und „Citizens“ unterscheidet, scheint sich noch nicht herumgesprochen zu haben. Der in Paris aufgewachsene Antillaner Thuram, von „Bild“ als „falscher Franzose“ apostrophiert, ist eben „französischer“ als Pires. Aber das geht dem Germanen, der die ganze Welt durch die Brille des Blut- statt des Bodenrechts sieht, nicht in den Kopf. Ein Neger kann nun mal kein echter Franzose sein, basta.

Es traf eben auch solche Denkgewohnheiten, als der Linksjakobiner und Ex-Minister Jean-Pierre Chevènement Joschka Fischer für seine EU-Pläne rüffelte und deklarierte, die Nation und nicht das Volk habe die basale Entität des zukünftigen Europas zu sein. Es wäre zumindest an der Zeit, über problematische Implikationen des Ethno-Kommunitarismus (in dem sich Deutschland und die angelsächsischen Länder ebenfalls viel näher stehen, als die opinio comunis will) zu diskutieren, statt Figuren wie Chevènement als „notorische Provokateure“ („Spiegel-Online“, 22. 5. 2000) abzutun.

Es ist nichts Neues, dass die konservative Revolution alles und jedes, was sich den Gegenreformen nicht augenblicklich fügen will, mit dem Anathema der weltfremden Rückständigkeit belegt. Ob in der FAZ oder der NZZ: Wenn sich Frankreich (zusammen mit Kanada) an die Spitze der Gegner des Multilateralen Abkommens

zur Investition MAI stellt, liegt das in erster Linie an der protektionistischen Angst vor dem Freihandel. Die KPF ist selbstverständlich eine nationalkommunistische Partei von vorgestern. Die 1995 streikenden Bahnangestellten sind privilegierte Beamte (mit 10'000 Francs Lohn im Monat!) und dokumentieren, was man sich mit der Aufblähung des Staates einhandelt. Und auch für weite Teile der deutschsprachigen Linken handelt es sich beim Kleinbauernsyndikalist José Bové um einen dubiosen Antiamerikaner – wie wenn er die französische und EU-Landwirtschaftspolitik nicht genauso bekämpfte. Kurz: Alles Globalisierungsskeptische und Gegenreformfeindliche entspringt quasi naturgesetzlich provinziell Chauvinismus, der die Zeichen der Zeit nicht erkennen will.

Die angebliche Zurückgebliebenheit muss irgendwann einmal auch kulturelle Folgen zeitigen. Die „Sonntagszeitung“ berichtete am 1. 2. 1998 über die erstaunlichen kommerziellen Erfolge des französischen Pop. Dies sei umso verwunderlicher, so hiess es, als die dortige U-Musik sich bis anhin auf Figuren wie Jean-Jacques Goldman, Johnny Holliday und Serge Gainsbourg (der sowieso mehr heiserer Lüstling als Musiker gewesen sei) beschränkt habe und insgesamt belanglos gewesen sei. Selbstverständlich ist eine solche Beurteilung spätestens seit den achtziger Jahren ein reiner Schmonzes. Wiederum entsteht der Eindruck, die glocalistische Inkompetenz des Autors sowie die als Standard gesetzten angelsächsischen Verhältnisse übertrügen sich auf den Untersuchungsgegenstand. Doch augenscheinlich ist Recherche gar nicht gefragt – die Möglichkeiten des Internet bleiben völlig ungenutzt. Vielmehr geht es darum, dem Land, dessen kultureller, politischer und sozioökonomischer Habitus noch immer von den globalistisch-angelsächsischen Vorgaben abweicht, ein Defizit in allen Belangen anzukreiden.

Genau ins gleiche Horn einer „Musikkritik“, die ohne Anhören von Musik auskommt, stösst das Wochenmagazin „Jungle World“ (30 / 31 2002): „Frankreich mag einiges zum Denken des Abendlandes beigetragen haben, auch die Filme von Jean-Luc Godard und François Truffaut sehen wir uns immer wieder gerne an, doch in Sachen Popmusik konnte man aus Frankreich noch nie Entscheidendes und nur selten Erträgliches erwarten. Chansons, in denen es darum ging, wie es ist, wenn man einen Rotwein über den Dächern von Paris trinkt, haben nie dafür getaugt, als Soundtrack für eine anständige jugendliche Rebellion zu dienen, und letztlich sind Chansons nun mal die einzige Musikform, die in Frankreich wirklich so etwas wie eine Tradition hat.“

Popmusik funktioniert nicht, wenn sie nur Klischees und Tradiertes aufgreift; die Klischees müssen vielmehr hemmungslos überstrapaziert werden, und gleichzeitig müssen Traditionen zugunsten fremder, neuer Einflüsse aufgegeben werden. Manchmal gelang das den Franzosen. Serge Gainsbourg mimte wie kein anderer den typisch französischen Lebemann, den man heute immer noch begeistert in einer Figur wie Michel Houellebecq erkennen mag. Er hatte die schönsten Frauen, obwohl er morgens schon seinen ersten Drink brauchte, und war fähig, die verruchtesten Songs zu schreiben, obwohl er mittags schon sternhagelvoll war. Wein, Weib und Gesang erhofft man sich ja von Frankreich wie dolce vita und Pizza von Italien und

auf den Tischen tanzende Trachtenträger vom Münchner Oktoberfest. Und alles, was man sich von Frankreich versprach, bekam man von Gainsbourg. Voilà! (sic)“
Voilà! Statt einmal darüber nachzudenken, ob die Erfolglosigkeit französisch gesungener Musik (wo genau ist eigentlich die Grenze zwischen Pop und Chanson zu ziehen?) nicht eher am verinnerlichten (und völlig unbegründeten) Vorbehalt gegenüber jeder Musik liegt, die nicht englisch gesungen wird, gibt der anglophil-amerikanolatriische Autor den Klischees die Schuld, die angeblich in den Chansons perpetuiert werden, aber vor allem im Kopf des Journalisten selber fortleben. Selbst eine oberflächliche und zufällige Anhörung französischer Sänger oder Gruppen ergäbe einen krassen Widerspruch zur Fantasie vom „Rotwein über den Dächern von Paris“ und vom Fehlen „fremder, neuer Einflüsse“. Den selben Genuss wie die Cineasten Truffaut und Godard (der aber leider ursprünglich Schweizer ist) verschafft dem Autor immerhin Gainsbourg, aus dessen Musik er aber nur „Verruchtheit“ und „Wein, Weib und Gesang“ (also, „was man sich von Frankreich versprach“) herausdestilliert.

Die auf den Concorde-Absturz einsetzende Häme über das gallische „Prestigedenken“ (FAZ, 17. 1. 2001) und den „blinden Zukunftsfrohsinn“ („Der Tagesspiegel“, 17. 8. 2000) war absehbar und inhaltlich sicher weitgehend berechtigt. Nur hat der reflexartig wiederkehrende Vorwurf des Grössenwahns im neoliberal-glokalistischen Kontext längst einen pseudokritischen Charakter angenommen, der sich bei näherer Prüfung als reine Ideologie entpuppt. So spottete das Magazin der „Basler Zeitung“ (48 / 2000) in einem grösseren Artikel mit dem Titel „Die Eitelkeit der „Grande Nation“, unter anderem über den rote Zahlen schreibenden Schnellzug TGV. Unerwähnt blieb dabei freilich, dass diese Bilanz hauptsächlich auf den ausbleibenden Exporterfolg des TGV zurückzuführen ist, der wiederum mit der Austeritätspolitik von Ländern zusammenhängt, die dem Zug durchaus nicht abgeneigt wären, ihn sich aber nicht leisten können. Solches kann sich der anglophil-amerikanolatriische Wirtschaftsliberalismus aber nicht eingestehen. Im Gegenteil: Nicht die US-amerikanischen und australischen Teilstaaten, die trotz Interesses wegen ihres Budgets, das nur einen erbärmlichen öffentlichen Verkehr erlaubt, schliesslich auf den Kauf des Zugs verzichteten, seien das Problem – mit ihnen stehe es gut, sie liessen sich, so offenbar die Meinung, mit etwas „Kreativität“ schon ökologisch umfunktionieren. Schuld habe vielmehr der Schnellzug selber und dessen „megalomatisch-etatistische“ Projektierung.

Glokalistisches Fantasma von der angeblichen „Grande Nation“

Der von Napoleon geprägte, heute aber ungebräuchliche Ausdruck „Grande Nation“ erscheint in der Frankreichberichterstattung so sicher wie das Amen in der Kirche. Ohne Explikation wird dem Land gleichsam intrinsisch, wie in einem analytischen Urteil, Nationalstolz und überrissene Ambitionen untergeschoben. So wird von vornherein das diffuse Negativurteil antietatistischer Liberaler und antinationaler Linker und Grüner bedient, zugleich aber auch die Deutschnationalen bestätigt, die dann sagen dürfen: „Die Franzosen lassen keine Gelegenheit aus, ihren Nationalstolz zu bekunden, weshalb nicht auch wir?“

Besorgniserregend dürfte auch die Reproduktion der frankophoben Beurteilungsmuster auf der „niedrigeren Ebene“ der Westschweizcharakterisierung durch Deutschschweizer Medien sein. Die NZZ liess sich ernsthaft zur Behauptung hinreissen, die Welschen lehnten sich an den „Etatismus von Colbert bis de Gaulle“ an, der die Befürwortung eines „starken Zentralstaates“ (9. 12. 2000) impliziere. Nun braucht es keine profunden Kenntnisse, um zu wissen, dass sich in Genf, Lausanne oder Neuenburg kaum jemand für den Gaullismus oder den Zentralismus (ausgerechnet!) begeistern mag. Wenn es also ein völliger Schmus ist, wozu dient er? Ganz einfach: Dem sozialstaatsfreundlicheren Abstimmungsverhalten der frankophonen Schweizer (die Mutterschaftsversicherung beispielsweise wurde 1999 gesamtschweizerisch abgelehnt, im Welschland aber angenommen) soll durch die Behauptung, es sei etatistisch-französischer Provenienz, also gleichsam unschweizerisch, die Eigenwertigkeit genommen werden. Bedenklich ist aber onnehin, dass die Frankophobie so weit fortgeschritten ist, dass bereits der Verdacht, ein Anliegen könnte französisch inspiriert sein, es zum Scheitern verurteilt.

Welche wunderlichen Blüten der globalistische Alternationalismus treiben kann, dokumentiert ein Artikel des Publizisten (und ehemaligen Gewerkschaftssekretärs Beat Kappeler) in der Westschweizer Tageszeitung „Le Temps“ (11. 1. 2003). Mit der Kreation des Ausdrucks „Z-Flation“ hätten die angelsächsischen Ökonomen ihren immerwährenden Erfindungsreichtum erneut unter Beweis gestellt. Sie seien aber, so Kappeler, nicht nur kreativ, sondern auch glücklich, da sie nicht die Académie française auf dem Buckel hätten. Was lässt sich mit einer solchen Auskunft anfangen? Was, bitteschön, haben die französischen Ökonomen mit der Académie française am Hut? Genauso sinnvoll, wäre es, die Leistungsfähigkeit und den Erfindungsgeist russischer Fleischer mit der orthodoxen Kirche zu verkoppeln.

Plausibilität hat überhaupt hinter der Generalthese vom angelsächsischen Genie zurückzustehen, die Kappeler mit dem Buch „The Little Ice Age“ von Brian Fagan weiter zu untermauern versucht. Der Publikation entnimmt der Editoralist, wie vorbildlich die Engländer auf den im 14. Jahrhundert einsetzenden Klimawechsel reagiert und rasch auf eine arbeitsteilige Landwirtschaft gesetzt hätten – im Gegensatz zu den autarkieverhafteten Franzosen: „Die landwirtschaftliche Produktivität stellte so die Engländer frei („libérait“) für die Arbeit in den Unternehmen ihrer (sic) industriellen Revolution.“ So etwas musste für die Franzosen schlecht ausgehen: „Wenn ich Le Monde lese – schon gar nicht zu sprechen vom Monde Diplomatique –, und wenn ich französische Politiker sprechen höre, dann habe ich das Gefühl, Frankreich stehe einmal mehr abseits der tiefgreifenden, globalisierten und kulturell gemischten Kräfte der heutigen Welt.“

Dass Kappeler in der Schweiz als brillanter Ökonom und Publizist gilt, stimmt umso nachdenklicher und lässt erahnen, welche Respektabilität der Alternationalismus der anglophil-amerikanolatrischen Globalisten gewonnen hat, der sich wohl kosmopolitisch geriert, aber von ethnisch-kulturellen Vorurteilen durchdrungen ist und der puren Gegenaufklärung zuarbeitet.

Dies musste auch der Gruppe von frankophonen Schriftstellern aus dem Québec aufdämmern, die sich im Jahre 2000 auf eine Deutschland- und Österreichtournee

begab. Anders als in Deutschland war der Empfang der Autoren in Österreich höchst unfreundlich, und Titel konnten im Vorfeld im Handel kaum plaziert werden. Nicht schlechte Belletristik war der Grund des Missmutes. Vielmehr deklarierten die angefragten Buchhändler, sich auf eine Radiosendung des ORF berufend, keine Bücher aus einem derart rassistischen Land, das des Französischen nicht mächtige Menschen derart unterdrücke, anbieten zu wollen. Lothar Baier, der die Schriftsteller begleitete, hörte sich die Sendung an und stellte fest: Es wurde in ihr auch das Hinterfotzigste und Kontrafaktischste noch aufgefahren, um die frankophonen Montréaler als hinterwäldlerische, reaktionäre, chauvinistische und fremdenfeindliche Minorität (auf Montréal und die gesamte Provinz Québec bezogen, wo die Frankophonen seit der ersten europäischen Besiedlung stets in der Mehrheit waren, besonders abstrus) darzustellen.²³ Aus dem Zusammenschnitt ging selbstredend hervor, dass die anglophonen Einwohner Montréals „multiethnisch“, die frankophonen Mitbürger hingegen „ethnozentrisch“ seien.

Solche typischen Elaborate des globalistischen Hyperprovinzialismus treiben Schindluder mit dem Begriff des Universalismus. Universalismus heisst ideal (bei allen Problemen, die seine eigene Konstitutionsgeschichte und Abstraktheit aufwirft) Respekt und Interesse an / vor der anderen Kultur unter dem Dach normativer Vorgaben, die transkulturell einzuhalten sind. Beim Alternationalismus aber sinkt Universalismus, falls der Begriff nicht sowieso verzichtbar wurde, da ja von vornherein feststeht, wo der Weltfortschritt zu verorten ist, zur hohlen Phrase ab, die kamufliert, was sich in dieser Welt-Anschauung abspielt: die *automatische* (fast vorzivilisatorische?) Zuweisung höherer Tugenden den Individuen und Kollektiven der sprachlich und kulturell dominierenden „Entitäten“, seien es Nationen oder Staaten. Was alle realen Probleme der Multi- und Transkulturalität samt den zugehörigen Forschungszweigen also vergessen machten, ist, dass erstmals *Weltrassismen* möglich sind, und zwar dann, wenn etwas ernsthaft oder konstruiert der politischen, militärischen, ökonomischen, sprachlichen oder kulturellen Neuen Angelsächsischen Weltordnung im Wege steht. Nicht genug damit, dass der Antisemitismus in einem Masse sich fortpflanzt, wie es selbst die Aufmerksamsten und Empfindlichsten nicht für möglich gehalten hätten – zu ihm gesellen sich nun, gefördert durch den anglophil-amerikanolatratischen Globalismus (und kaum erforscht), weitere Universalrassismen.

Heute, 2015, bewegt sich die Beurteilung Frankreichs und der Franzosen bereits auf einen Latrinendschornalismus zu. Die Zustände, die Meienberg einst beklagte, erscheinen aus der gegenwärtigen, alternational-globalistischen Sichtweise als geradezu paradiesisch.

Die TaZ schreibt am 29. 10. 2013 über den Geheimdienstverbund der angelsächsischen Länder. Dass sich diese Länder gleichsam auf ethnischer Basis zusammentun und

²³ Vgl. Lothar Baier, *Des ORF böhmische Dörfer*, in: «Wespennest» 121 (2000), Wien. Baiers Auslegung, der Unmut der österreichischen Autoren sei mit der Wiedererweckung der einstigen Verbitterung über das tschechisierte Prag nach dem Ersten Weltkrieg zu erklären, ist für weniger plausibel zu halten.

gemeinsam die Welt ausspionieren, ist, so der Autor, eine feine Sache, denn es legitimiere sich aus dem Zweiten Weltkrieg. Das „gaullistische“ Frankreich hingegen wolle sich „abschotten“. Woher weiss die TaZ, dass sich der französische Geheimdienst abschotten will? Hat sie dort angerufen? Selbst der einfachste Alltagsverstand weiss, dass sich kein Geheimdienst „abschotten“ kann, dass er von intensivem Austausch mit anderen Geheimdiensten lebt. Doch der anglophil-amerikanolatrischen TaZ ist es wichtiger, das völkische Vorurteil vom französischen „Isolationismus“ zu bedienen.

Auch dass Frankreich noch immer gaullistisch sein soll, ist eine schlichtweg idiotische Behauptung. Der letzte Präsident mit gaullistischen Wurzeln war Chirac, der aber in den frühen Achtzigern alles Gaullistische abgelegt hat. Freilich: der deutsche Wikipedia-Artikel zum Gaullismus ist von A bis Z ein einziges Desaster – auch dort hätte der Autor nichts gelernt. Am Ende des Artikels warnt uns der Autor, wir würden uns „in zwielichtige Gesellschaft“ begeben, wenn wir diese Geheimdienste nicht mögen würden, d. h. wir wären dann wohl Extremisten oder „Faschisten“. Etwa so schrieb die Springer Presse in den Sechzigern. Wofür noch die TaZ kaufen, wenn The Sun cum grano salis bereits die gesamte entsprechende Weltanschauung enthält?

Wenn ein anglophiler „Schriftsteller“ und „Philosoph“, der für Schweizer Qualitätszeitungen Kolumnen schreibt, die Ansicht vertritt, die Franzosen seien kurzbeinig, behaart, würden nuscheln und nach Rotwein stinken und verstünden keine Ironie, dann ist man längst auf dem Niveau von The Sun angelangt.²⁴ Wenn ein Journalist mit angelsächsischem Hintergrund den Gästen eines Festes erklärt, Angelsachsen könnten alles besser: Musik machen, twittern, Humor, Ironie (die Deutschen hätten keinen Humor und die Franzosen verstünden keine Ironie) usw. usf., dann hätte dies im Rahmen des einstigen, pluralistischen, national-internationalen Paradigma bestenfalls Gelächter geerntet.²⁵ Heute, unter der Herrschaft des globalistischen Hyperprovinzialismus, ist dem Mann die Bewunderung des Publikums sicher.

²⁴ Dieser Typus von Autor würde natürlich entgegenen, dies sei als Humor und Sarkasmus zu verstehen. Welche humoristische Raffinesse! Wir sind heute an dem absoluten Tiefpunkt angelangt, wo der spiessige, rassistische und sozialrassistische „Humor“ des Gatten der Queen von Wutbürgern im Internet als „englischer“ Humor verteidigt wird. Die Argumentation des Glocalisten besagt schon gar nicht mehr, dass der angeblich englische Humor gut ist, weil er gut ist. Vielmehr gilt: Der englische Humor ist gut, weil er englisch ist. Wir können uns also jetzt schon auf eine Kaskade von Bunzelbürgerhumor in den nächsten Jahrzehnten gefasst machen, gefördert von anglophilen Glocalisten, die der Auffassung sind, jeder Brunz eines britischen Prominenten sei „trockener, schwarzer Humor“.

²⁵ Es ist hervorzuheben, dass der sehr anglophile Deleuze, was den Humor betrifft, eine entgegengesetzte Auffassung vertrat. Ironie ist bei ihm schlecht beleumdet, weil sie der gleichsam „logozentrische“ Humor desjenigen ist, der mehr weiss, ein Humor von oben herab. Humor an sich nähert Deleuze hingegen der Explosion, dem Ereignis an. Ironie ist für Deleuze typisch französisch, der Humor hingegen angelsächsisch.

Nebst den üblichen Nazis gibt es heute weltweit nur noch eine Kategorie von Menschen, die unverhohlen (alter)nationalistisch und kulturchauvinistisch sind: die anglophil-amerikanolatrischen Glocalisten.

Wenn also die Berichterstattung im deutschsprachigen Raum über ein benachbartes und „befreundetes“ Land inzwischen derart von völkischen Vorurteilen durchsetzt ist, kann man sich nur vorstellen, was in der Russland-Berichterstattung vor sich gehen muss. Eine Gewährsfrau, die die Darstellung Russlands in der NZZ seit Jahrzehnten beobachtet, versichert, dass es heute schlimmer als zu Zeiten der Sowjetunion sei.

Mit dem anglophil-amerikanolatrisch-glocalistischen Journalismus steht es wie mit den Psychiatern bei Deleuze: Es sind die Klienten (bzw. die Leser), die für ihre Sitzungen bezahlt werden müssten. Oder erwarten die Herausgeber und Strippenzieher der Mediokratie, die mit ihrem Verschnitt aus The Sun, The Economist und der Hugenberg-Presse seit rund einem Vierteljahrhundert wahlweise gegen Serbien, Frankreich, Griechenland oder Russland hetzen („das wird man doch noch sagen dürfen!“), allen Ernstes, dass wir dafür noch Geld bezahlen?! Genau dies ist es, was Scholl-Latour meinte, wenn er kurz vor seinem Hinscheiden bemerkte, parallel zur Digitalisierung habe sich Deutschland zu einem entsetzlichen Provinzialismus hinbewegt.²⁶ Doch diese Aussage ist durchaus generalisierbar: *Europa war, gemessen an den Möglichkeiten der Informationstechnologie, seit dem Anheben der Moderne sprachlich, alltagskulturell, politisch, militärisch, wirtschaftskonzeptuell, wissenschaftlich noch nie derart **formatiert** und **homogenisiert**.*

Das Problem ist nun folgendes: Die deutliche Mehrheit der philosophischen, soziologischen, kulturwissenschaftlichen Zeitdiagnostikern in Deutschland behauptet seit Jahrzehnten das genaue Gegenteil: Es sei ein irreduzibler Pluralismus ausgebrochen. Und der Grossteil der Linken tritt diesen Pluralismuskonstrukteuren noch hinterher. Doch dazu später.

Der Triumph des anglophil-amerikanolatrischen, hyperprovinziellen Paradigmas und der Einen, neoliberal-sozialdarwinistischen Ideologie seit den Neunzigern (von deutschen Wissenschaftlern und Politikern wie Blair und Schröder gefeiert) hat auch eine neue, dominierende Sprache generiert: das Anglotumbdeutsche. Dieses Idiom leistet funktional das, was der Glocalismus und Neoliberalismus von der Sprache des total im Dienste des Mehrwertabwurfzangs stehenden „Individuums“ (das eigentlich „Dividuum“ heissen müsste) verlangt wird: Euphemisierung, Vernebelung, Kommerzialisierung, Versloganisierung, Homogenisierung und Entsprachlichung.

²⁶ Die Globalisierungsforschung hat zu Beginn grossenteils negiert, dass es eine Angloamerikanisierung gäbe. Seit diese zu offensichtlich wurde, fasst sie Globalisierung und Provinzialisierung als antagonistisch (nimmt die eine zu, nimmt die andere ab) oder als koexistierende Widersprüche. Da dieser Wissenschaftszweig aber selber zum grössten Teil anglophil-amerikanolatrisch ist, ist er nicht imstande zu erkennen, dass (nichtökonomische) Globalisierung und Provinzialisierung *ein und dasselbe* sind.

Anglotumbdeutsch – Leitsprache des Glocalismus

Wie legitimiert sich der Titel „Anglotumbdeutsch?“ Wo Kulturkritik den abgesteckten Rahmen des im jeweiligen Betrieb Erlaubten überschreitet, erntet sie oft den Vorwurf des Elitären. Drollig mutet ein solches Urteil an, wenn es von Individuen gefällt wird, die über ansehnliche soziale, finanzielle und symbolische Macht verfügen und wacker an der Verfestigung des elitistischen Habitus in ihren Tätigkeitsbereichen arbeiten.

Misstrauen ist angebracht gegenüber automatisierter Polemik gegen die „Polemik“, insbesondere im deutschsprachigen Raum, wo (lange in Deutschland, danach in der Schweiz) beissende Satire und lebendige Kritik schnell des Nestbeschmutzertums bezichtigt wurde. Not tut nicht die pauschale Ablehnung von Polemik, sondern Aufklärung darüber, worauf diese Ablehnung im gegebenen Kontext hinzielt.

Warum anglotumbdeutsch und nicht einfach anglodummdeutsch? Weil es gerade die cleveren Besserwisser und smarten Kommunikationssurfer sind, die Anglotumbdeutsch mögen, wirksam einsetzen und fördern – sorry: promoten. In „tumb“ hallt die etymologische Nähe zu „stumm“ und „taub“ nach. Die Tumbheit des Anglotumbdeutschen ist eine Klugheit, die immer weniger sagt und nicht mehr hört. „Täubele“ heisst auf Schweizerdeutsch das sture und unverständige Insistieren, Quengeln und Toben, dem mit Argumenten nicht mehr beizukommen ist. Nahe daran scheinen dem Autor manche Reaktionen zu sein, sobald das Denglische jenseits der pseudourbanen Affirmation oder eines plumpen Relativismus zur Sprache gebracht wird.

Zum einen antwortet der Begriff des Anglotumbdeutschen auf die dogmatische Wut, die entbrennt, sobald nur der Anhauch einer pertinenten Betrachtung medialer, ökonomischer, unterhaltungsindustrieller Terminologie und Rhetorik ansteht. Gleichzeitig hat er die soziokulturellen Motive dieser Wut einzuverleiben und zu durchleuchten. Leider ist das Tabu, über das pure Festhalten und Nachrechnen der sprachlichen Evolution hinaus über die epochalen Konsequenzen, die die Heraufkunft des Anglotumbdeutschen als dominanter Sprache mit sich bringt, nachzudenken, gerade unter Germanisten, denen diese Aufgabe zukäme, verbreitet. Da es einmal einen Sprachpurismus gab, hat Sprachkritik überhaupt zu unterbleiben – unbeschadet der Tatsache, dass gerade das Anglotumbdeutsche dem fremdwortjagenden Purismus nicht Hohn spricht, sondern mit ihm die Vertreibung des wie auch immer die Identität mit sich selbst Bedrohenden, sie potentiell Überschreitenden, teilt. Der Purismus bewerkstelligt die Hermetik einer herbeikonstruierten Volkssprache. Anglotumbdeutsch besorgt die Errichtung eines Universums fixfertiger Ausdrücke und Wendungen (die im Englischen ihre Geschichte haben, im Anglotumbdeutschen aber nicht mehr als gemachte erscheinen und befragt werden dürfen). Was der Purismus, meist erfolglos, bewirken wollte, geschieht durch das Anglotumbdeutsche in vervielfachter Wirkung „implizit“. Anglotumbdeutsch geschieht – verglichen mit dem Purismus – scheinbar subjektlos, „von alleine“. Dieser Schein der Abwesenheit jedes willentlichen Zutuns verleiht dem Anglotumbdeutschen seine Selbstverständlichkeit, seine „Natürlichkeit“.

Ganz bewusst zieht der Autor den Ausdruck „Anglotumbdeutsch“ dem üblichen Titel „Denglisch“ vor. Denn dieser ist insofern etwas kompromittiert, als in der Zeit seiner Entstehung das, was sprachlich vor sich geht, kaum reflektiert wurde, oder die Verbreitung kontrafaktischer Diagnosen (Diversität, Slang, Multikulti etc.) gar zur Verfestigung des tabuisierenden Fortifikationssystems beitrug. Vollends unbrauchbar ist sicherlich der Ausdruck „Neudeutsch“, der Bewegung und Dynamik suggeriert, wo doch normalisierende Einschränkung und Statik vorliegt. Das vermeintliche Neudeutsche erneuert und erzeugt nicht nur nichts, sondern steckt die Sprache in den Zwinger der Repetition vorgefertigter (überwiegend unterhaltungsindustrieller) Phrasen. Wenn denn etwas neu ist an der „neudeutschen“ Phraseologie, dann das Tempo und die Lückenlosigkeit, die ihre Durchherrschaft sämtlicher sozioökonomischer Bereiche auszeichnen. Das Gewaltige dieses Vorgangs steht in ebenso einmaligem Widerspruch zum hilflosen oder gewollten Schweigen der Intellektuellen. Ist „Anglotumbdeutsch“ als polemischer Begriff zu werten, dann insofern, als er der Notwendigkeit erwächst, ein kollektives Beschweigen, einen heillosen Konsens aufzubrechen, der darin konformiert, dass keinesfalls polemisiert werden darf.

Welche Lähmungen und Tabuisierungen das Sprachbewusstsein im deutschsprachigen Raum erfasst haben, enthüllt sich an den Massnahmen und Stellungnahmen von Instanzen und Institutionen, bei denen ein solches Bewusstsein doch am ehesten zu Hause sein müsste. Rechtschreibreformer sehen Fortschritt und Kohärenz darin, „Portmonnee“ statt „Portemonnaie“, „Spagetti“ statt „Spaghetti“ und „Butike“ für „Boutique“ zu schreiben. Ihre Gegner, nicht minder immun gegen das Gewärtigen der wirklichen Herausforderung, die der Triumph des Anglotumbdeutschen darstellt, bangen angesichts der Reform um die „Zukunft der Schriftsprache“. Unter den „Unwörtern“, die ein Gremium seit mehreren Jahren selektioniert, figurieren „Menschenmaterial“, „Wohlstandsmüll“, „Belegschaftsalllasten“ sowie „Ich-AG“ – alles Indizes objektiver Verhältnisse, ob beabsichtigte oder nicht. Sie sprechen die Inhumanität wenigstens unverblümt aus und bringen die ihnen zugehörige Zeit wahrlich „auf Begriffe“. Sie exponieren sich, im Gegensatz zur anglotumbdeutschen Plastikfloskel, die „sexy“ daherkommt, aber hauptsächlich euphemisiert. Vollends unverständlich schliesslich, wieso „intelligentes Waffensystem“ ein Unwort sein soll – es sei denn, Intelligenz dürfe nur dem Humanismus zustehen. Im deutschsprachigen Raum zerbricht man sich also den Kopf über Sprachverführungskünste, die skandalöserweise Intelligenz in ein Waffensystem hineinreden. Das Naheste aber, die in unvergleichlichem Tempo vor sich gehende Durchsetzung des Anglotumbdeutschen, ist kaum angedacht.²⁷

²⁷ Eine Ausnahme bildet (trotz sprachreinigender Schlagseite) das Konvolut *Deutsch nix wichtig?* von Kurt Gawlitta und Fritz Vilmar (Hrsg.), Paderborn 2002. Auch sei verwiesen auf den Schriftsteller Matthias Politycki, insbes. *Der amerikanische Holzweg. Am Anfang vom Ende einer deutschsprachigen Literatur*, «Frankfurter Rundschau», 18. 3. 2000.

Anglotumbdeutsch als Totengräber des Slangs und der populären Register

Eine der treffendsten und wegweisendsten Beschreibungen der Sprachentwicklung in industriell-postindustriellen Gesellschaften (der Begriff „spätkapitalistisch“ wirkt aus heutiger Sicht eher folkloristisch) bietet Herbert Marcuse im „Eindimensionalen Menschen“. Das Kapitel über die „Absperrung des Universums der Rede“ stellt die Ergänzung zu Adornos Text zum schwülstigen, rationalisierungskompensatorischen „Jargon der Eigentlichkeit“ dar.

Marcuses Bestandesaufnahme der Entwicklungstendenzen des Amerikanischen nach dem Zweiten Weltkrieg liest sich wie eine nahezu lückenlose Vorwegnahme der Charakteristiken des Denglischen, so wie es sich im frühen 21. Jahrhundert als zeitgemässe Form herrschaftlicher Sprache darbietet und durchsetzt: die Abnahme der „Spannung zwischen Denken und Wirklichkeit“²⁸; der Angriff auf „transzendente, kritische Begriffe“ (ibd.); die Durchdringung der Sprache durch „magische, autoritäre und rituelle Elemente“ (ibd.); die Verwandlung des Wortes in ein „Cliché“ (p. 106); tautologische Sätze, die durch Einhämmern den „Geist des Empfängers“ in den „von der Formel verordneten Umkreis von Bedingungen“ einschliesst (p. 107); die harmonisierende „Syntax der Abkürzung“, ihre hypnotische Wirkung und ihr „Anstrich falscher Vertraulichkeit“ (p. 110); Personalisierung durch einschmelzende Bindestrichkonstruktionen und Abkürzungen (p. 110ff.); die „Unterdrückung der Geschichte“ (p. 116); das Ende von Rede und Diskussion zugunsten des puren Aussprechens von Tatsachen (p.120); die „falsche Konkretheit“ (p. 125).

Wäre die Untersuchung der Gestalt, des Funktionierens und der Wirkung des Denglischen somit nur eine Fussnote dessen, was Marcuse in den 1960er Jahren zum Amerikanischen festhielt? Ist, was heute mit dem Deutschen passiert, nur eine zeitlich verschobene Wiederholung dessen, was mit dem Amerikanischen bereits geschah? Keinesfalls. Das Amerikanische mag sich noch so sehr in Richtung eines Universums aus trend- und verwaltungsnormierten Wortfetischen entwickeln – diese seine Entwicklung vollzieht sich doch im eigenen Medium, mit eigenen Mitteln, kann mit dem bisherigen „Stand“ der Sprache gemessen, mit dem ganzen Fundus vergangener oder noch existierender sprachlicher Nuancen und Verwendungen konfrontiert werden. Den Deutsch sprechenden Jargon der Eigentlichkeit vermochte Adorno plausibel der harmonisierenden Bigotterie zu überführen, weil er ihn mit dem gesellschaftlichen Entwicklungsstand Nachkriegsdeutschlands und der Reflexion und Sprachlichkeit, die dieser Stand erheischte, konfrontieren konnte. Der Jargon der Eigentlichkeit war analysierbar und kritisierbar, weil er aus dem überlieferten Sprachmaterial, aus den über Jahrhunderte abgelagerten Sedimenten schöpfte. Die Hohlheit der „Begegnung“ und des „Gesprächs“ im Jargon der Eigentlichkeit wurde herausgearbeitet, weil sie sich angesichts der gewachsenen Begriffe von Gespräch und Begegnung offenbaren konnte. Eigentlich stiess Adorno, was bereits im Fallen war. Das „Gespräch“ blamiert sich, wenn es zu einer gänzlich vorformatierten Veranstaltung herabsinkt, die alles

²⁸ *Der Eindimensionale Mensch*, Darmstadt 1984, p. 104

Unvorhergesehene verunmöglicht. Die Degradation eines derartigen „Gesprächs“ wird sozusagen dann offenkundig, wenn es mit dem eigenen Begriff ins Gespräch kommt.

Solche „Selbstgespräche“ werden im Anglotumbdeutschen, das die Sprache in einen katatonischen Zustand versetzt, von Geschichtslosigkeit und Begrifflosigkeit überfahren. Als Beleg diene das „Event“ des deutschsprachigen Raums. Ein pragmatisches Konnotationsargument könnte dem Wort einen einigermaßen sinnvollen Platz zuweisen: Der „Anlass“ wird vielleicht als zu schwach, die „Veranstaltung“ als ernst und schwer, das „Ereignis“ aber als semantisch nicht treffend und zu bedeutungsschwanger empfunden. Faktisch aber wird das „Event“ längst für den futilsten Anlass verwendet. Es schmilzt nicht in einem langwierigen Prozess in die Sprache ein, es koexistiert nicht mit dem bereits Vorhandenen, sondern verdrängt es schlichtweg. Das Begriffliche geht ihm völlig ab, so dass es im anglotumbdeutschen Kontext gar nicht kritisch mit sich selber konfrontiert werden kann. Von Beginn weg war es ein fixfertiges Ding, ein Wortfetisch, eine toughe Parole. Schwerlich kann über das Fetischartige von Worten im Medium von Wortdingern aufgeklärt werden. Wo nur noch Slogans sprechen, kann der Slogan nicht mehr empfunden und objektiviert werden.

Einen entscheidenden Wink, weshalb die Entwicklung des Amerikanischen nicht mit der gegenwärtigen des Deutschen konvergiert, gibt uns Marcuse selber. Er beobachtet für das damalige Amerikanische, wie „die Volkssprache (...) die offizielle und halboffizielle Redeweise mit boshafem und herausforderndem Humor“ treffe. – „Slang und Umgangssprache sind selten so schöpferisch gewesen. Es ist, als setze der einfache Mann (...) in seiner Sprechweise seine Humanität gegen die bestehenden Mächte durch, als brächen Ablehnung und Revolte, niedergehalten im politischen Bereich, in einem Vokabular hervor, das die Dinge bei ihrem Namen nennt (...)“²⁹.

Genau darin besteht die Differenz, die eine ums Ganze ist: Die anglotumbdeutschspezifische Anglisierung alimentiert die vorhandene Sprache zwar mit neuen Wörtern und Wendungen, doch fördert sie damit nicht Bewegung und Innovation, sondern eine Art Verkalkung. Das Anglotumbdeutsche setzt sich an die Stelle einstiger sprachlicher Unberechenbarkeiten. Es gehört fast ausschliesslich dem an, was Marcuse die „offizielle und halboffizielle Redeweise“ (ibd.) nennt, weil sie aus der Werbung, der Unterhaltungsindustrie, dem Vokabular von Management und Public Relations stammt, nimmt aber zugleich den Raum der „populären“ Sprache ein. Sie übernimmt die „Funktion“ von Slang und populärer Sprache, ist aber faktisch weder Slang noch populäre Erfindung. In dem Masse, wie sich Anglotumbdeutsch durchsetzt, schwindet mithin der Raum sprachlicher Unwägbarkeiten: Bedeutungsverschiebungen, Metonymien, Auftauchen neuer Wendungen, Abkürzungen, expandierende Regionalismen usw. usf. Anglotumbdeutsch spricht das Todesurteil über den Slang, der von diesem Raum des sprachlich Unberechenbaren lebt, und betreibt die Überführung der „populären“, lebensweltlichen Sprache in einen sklerotischen, statischen Zustand –

²⁹ A. a. O., p. 105

eine Entwicklung, die zwangsläufig in einem Schwund des Facettenreichtums der „natürlichen“ Sprache endet.

Daher die irreduzible Differenz zum Amerikanischen. Anglotumbdeutsch ist keine Sprache mehr, in der noch etwas Nennenswertes wachsen, sich ereignen kann, denn in ihm bricht sich die mechanische, unilaterale Übernahme und Imitation präformierter Muster und Floskeln Bahn, auf Kosten des aus dem „eigenen“ Fundus Geschöpften. Anglotumbdeutsch ist sprachlich geronnene Heteronomie. Eine Prognose, welche Gestalt(en) das Amerikanische in 50 Jahren angenommen haben wird, ist schier unmöglich. Hingegen ist ein solcher Versuch für das Anglotumbdeutsche sehr wohl machbar. Es genügt hierfür, die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte zu extrapolieren, unter Berücksichtigung der Akzeleration der Anglisierung. Die Zeit der multilingualen Anschwemmungen, die Hunderte Wörter aus dem Arabischen, dem Französischen, dem Italienischen, dem Jiddischen, dem Russischen usw. usf. importierten, weicht unwiederbringlich einem monolingualen Highway. Mit der ganzen Wucht seiner lärmenden Eintönigkeit offenbart dieser Einbahnverkehr, wie abgedroschen die postmodernistische Rede von der patchworkartigen Kontingenzen geworden ist.

Aus dem Gesagen sollte hinreichend klar geworden sein, dass weder ein „Antiamerikanismus“ noch eine „Anglophobie“ die Auseinandersetzung mit dem Anglotumbdeutschen kontaminiert oder gar motiviert. Höchstens müsste von „Antieuropäismus“ die Rede sein. Doch all dies sind in vorliegendem Zusammenhang nur Schlagwörter, die eine tabufreie Gegenwartsdiagnostik diffamieren wollen. Neuerdings bedienen sich in Deutschland oft genug selbsternannte Erben und Verwalter der älteren kritischen Theorie solcher Totschlagworte. Diese Interpreten pflegen einen Umgang mit Adorno, der vielleicht schlimmer als unverständige, prinzipielle Ablehnung ist. Adorno kommt als eine Art liberaler Philosoph heraus, der in den USA die Demokratie entdeckte, mit deren Erhaltung er in Deutschland danach hauptsächlich beschäftigt war. In dieser Lesart verkürzt sich negative Dialektik auf Antisemitismusforschung, oder, ästhetizistisch, auf den Legitimationsdiskurs für die Bildung von ästhetischen Lebensverbringungsreservaten, während die unliebsamen politischen und soziologischen Anteile als unmöglich aktualisierbare, weil einer vergangenen Epoche verhaftete Diagnosen entsorgt werden. Die störenden kulturkritischen Reflexionen ihrerseits werden einem spezifischen deutschen Kulturkonservatismus angelastet und zum Verschwinden gebracht. Gegenwärtig erreicht diese Verdrehung älterer kritischer Theorie ihren Gipfel. Mit dem Alibi der Bekämpfung des „Antiamerikanismus“ stützt man Adorno zum Funktionär des Bestehenden zurecht. Zurück aber zum Befund der Auflösung slangartiger oder „populärer“ Sprachbewegung im Anglotumbdeutschen. Weder „beauty“ noch „tough“, weder „turntable“ noch „cool“ sind Slang. Entweder wird hier ein deutsches Wort durch ein englisches ersetzt, ohne dass die geringste zusätzliche Konnotation entstünde, oder es handelt sich schlicht um die Übernahme englischer Ausdrücke, die womöglich einmal Slangcharakter hatten, in den angelsächsischen Ländern aber längst zum „populären“ oder Standard-Repertoire gehören.

Kaum besser steht es um die Imitation von Spielereien wie „2“ für „to“, „4“ für „for“ etc., oder die End-“z“ in „boyz“ oder „kidz“. So spannend das Erfinden und die Form und Geschwindigkeit der Verbreitung solcher Novitäten im angelsächsischen Sprachraum selber auch ist – ihre Anwendung im deutschen Sprachraum ist doch nur dröge Papageierei und Anbiederung, die gegenwärtige, poppig-reklamesprachliche Variante der Sprachkünste von Molières Bourgeois Gentilhomme, der für diese Phänomene paradigmatischen Figur. Anglotumbdeutsch sprechen heisst: die widerstandslose Übernahme des durchkommerzialisierten und windschlüpfrigen Jargons in der Überzeugung, noch etwas Besonderes zu sein. Man *spielt* den Angelsachsen und ist, ein Leben lang auf die nächste Ladung (meist unterhaltungsindustriell vorgefilterter) englischer Wörter zum Repetieren wartend, doch eigentlich ein armer Tropf und Bauchredner.

Anglotumbdeutsch ist die Sprache des codifizierten Nicht-Ereignisses – deshalb spricht es von „Event“, selbst wenn es nur um die Präsentation der Frühlingsskollektion in einem Brillengeschäft geht. Die anglotumbdeutsche Parole ist im Gegensatz zu vielen Fremdwörtern (um den Begriff im Sinne Adornos wieder aufzunehmen) kaum mehr „Träger subjektiver Gehalte: der Nuancen“³⁰. Von der begrifflichen Universalität der Fremdwörter bleibt allenfalls die quantifizierbare globalistische Universalität, fast weltweit verstanden zu werden. Wer „Poetry“ oder „Singing Pastor“ sagen muss, gewinnt nicht den Hauch eines begrifflichen Mehrwerts oder einer Nuance. Das „Fremdsein“ des Anglotumbdeutschen ist, bis auf Ausnahmen, die legitimerweise als Fremdwörter in der Adornoschen Notion gelten können, nur ein abstraktes Faktum. Die Omnipräsenz des Anglotumbdeutschen ist Folge der Notwendigkeit, in einer verdinglichten Kommunikationskultur möglichst Wirkung zu erzielen, ohne gesellschaftlich oder kulturell das geringste Risiko einzugehen.

Der Begriff des Anglotumbdeutschen opponiert als offen polemischer gegen die Beschweigung eines epochalen Vorgangs. Zugleich impliziert er die These, dass mit dem Überhandnehmen des Sprüchehaften und Paradigmatischen gegenüber dem Verbinden und Konstruieren, dem Syntagmatischen, eine Erodierung des Sinnes für Nuancen einhergeht, für Differenzierung überhaupt – eine Erodierung, die nicht nur das ästhetische Vermögen (das „Gehör“), sondern auch die Fähigkeit zur akkuraten Beschreibung von Sachverhalten, zuletzt basale kategoriale und semantische Operationen untergräbt. Wenngleich die Beobachtung dieses Phänomens nicht neu ist und es der Tendenz nach nicht des Anglisierungs-Sukkses bedurft hätte, bringt die Ausschliesslichkeit paradigmatischen Ausdrucks im Anglotumbdeutschen doch einen brutalen Schub ins Spiel.

Herrschaft des Warenworts

Ein Erlebnis, das diese Eigenschaft des Denglischen dokumentiert, hatte der Autor, als er auf der Empore einer Turnhalle in Zürich das Geschehen auf dem Feld beobachtete. Eine Gruppe von etwa zehn Teilnehmern exerzierte, synchronisiert

³⁰ Th. W. Adorno, *Über den Gebrauch der Fremdwörter*, Gesammelte Schriften 11, Frankfurt a. M., p. 641

durch Musik und Trainer, eine Tanzform, die phasenweise in reine Ertüchtigungsübungen überzugehen schien. Der Leiter rief die Anweisungen ausschliesslich auf Englisch, was insofern verständlich ist, als Deutschkenntnisse in der Deutschen Schweiz zwar von Asylanten und Einbürgerungswilligen, aber nicht unbedingt von der zukünftigen Elite verlangt werden.

Es wurde eine kurze Pause für einen Musikwechsel ausgerufen, während der die meisten Sportler an Ort weitemarschierten – ein Bild, das selbst dem passionierten Beobachter von Sport- und Tanzbewegungen ewig in Erinnerung bleiben wird.

Nach dem CD-Wechsel rief der Trainer: „How are you?!“ Worauf einige Sporttänzer erwiderten: „Yes! Yesss!“ – Nicht etwa: „Fine, how are you?“, oder „Danke für die Nachfrage, ich kann nicht klagen!“, sondern „Yesssss!!!“

Der Hinweis auf den hohen Puls und Endorphinspiegel der bewussten Teilnehmer wird argumentativ nicht genügen, die Evidenz eines Phänomens anzuzweifeln, das auf bedenkliche Weise unterschätzt wird – frappanterweise in einer Epoche, der jede Kannenhenkelform Anlass zur ästhetischen Selbstverortung wird. In Wahrheit drängt sich der Fetischismus des anglotumbdeutschen Worts dem Subjekt dermassen gewaltsam auf, dass selbst der Verweis auf die „Popularität“, „Jugendlichkeit“ oder Kommerzialisierbarkeit eine Rationalisierung geworden ist. Wenn die Parfumwerbung „Fragrance“, obwohl nur von einer Minderheit der Konsumenten verstanden, verwendet, wird offenkundig, wie brüchig der „Pragmatismus“ längst geworden ist, auf den sich doch gerade die begeistertsten Partisanen des Denglischen am liebsten berufen. Umso bitterer, umso gefährlicher für die kommende anglotumbdeutsche Zivilisation, wenn sie sich nicht einmal mehr in einer binnenkapitalistisch verlässlichen Sprache verständigen kann, sondern jeden angelsächsischen Brosamen empfängt und den Konsumenten verkauft, als wäre es eine Hostie.

Im Jahre 2000 verbrachte der Autor einige Tage in Hamburg, wo er sich im bahnhofsnahen Quartier St. Georg eine Unterkunft suchte. Unweit der Pension stiess er auf einen Platz, wo sich zwei Restaurants befanden, die „Zum Frühaufsteher“ und „Zum Spätheimkehrer“ hiessen. Wer im selben Jahr sich im Bahnhofrevier Zürichs umsah, fand zwei Lokale vor mit den Namen „Stars“ und „News“. Im Hamburger Fall sind die augenzwinkernden Namen Elemente des Gesamteindrucks, den ein städtischer Platz auf Passanten macht, gemeinsam mit der Geräuschkulisse, der Gestaltung des Gevierts, der Hausarchitektur usw. Im zweiten Fall geht es gar nicht mehr um Eindrücke in ihrer Unverwechselbarkeit, um städtischen Eigensinn. Die Lokale könnten, so ist zu befürchten, gerade so gut „Stripes“ und „Top Story“ heissen – kaum jemand würde davon Notiz nehmen, da Bezeichnungen und der Sinn für sprachliche Lächerlichkeit offensichtlich nicht zur Konstitution der designten personal oder corporate identity gehören. Im Gegenteil: der Stolz neuer Urbanität scheint gerade in der Wiederholung der üblichen zwei Dutzend denglischer Parolen zu bestehen, die sermonartig immer und immer wieder reproduziert werden.³¹

³¹ Zürich hat sich in dieser Hinsicht inzwischen wieder deutlich verbessert.

Die reduktive Wirkung international-mechanischer Übernahmen anglo-türkischer Patterns scheint an einem weiteren Beispiel auf. Im Jahr 2002 geriet der Schweizer Botschafter in Berlin in die Schlagzeilen eines Boulevardmediums, das Fotos zu einer angeblichen ausserehelichen Affäre veröffentlichte. Die zuständigen eidgenössischen Instanzen in Bern riefen den Ambassador zurück, was eine grenzüberschreitende Diskussion über den Boulevardjournalismus und die Rolle von Botschaftern nach sich zog. In einem sonntäglichen sogenannten „Talk“ eines Zürcher Privatfernsehens wurde der Angelegenheit rund eine halbe Stunde gewidmet. In dieser Diskussion wurde beharrlich und geradezu zwanghaft der Ausdruck „Story“ verwendet. Dies führte zur völligen Aufhebung der Differenzierung dessen, was unter „Story“ allenfalls befasst werden könnte, nämlich

- der oder die Enthüllungsartikel der Zeitung
- die allfällige aussereheliche Affäre des Botschafters
- die folgende „Staatsaffäre“ mitsamt den Interventionen Einfluss nehmender Politiker, Funktionäre, Verleger, Journalisten etc.

Es ist den „Talkern“ jener Sendung kaum vorzuwerfen, der Coolseinzwang, „Story“ zu sagen, hätte bei ihnen zu einer Trübung in der Unterscheidung der drei erwähnten Sachverhalte bewirkt. Sie selber waren bestens informiert. Zweifelhaft ist aber, ob ihnen jederzeit klar war, worüber der Mit-„Talker“ jeweils sprach. Auf jeden Fall war die Diskussion für die Zuschauer, denen vor lauter „Stories“ der Kopf schwirrte, nicht von geringstem Wert.

Das Schneidig-Schneidende des coolen Ausdrucks „Story“ ermöglicht den Diskutierenden das Einnehmen einer alles im Griff habenden Medienmanager-Attitüde, die den Zeitungsartikel etwa schon gar nicht mehr in Sprache und Gehalt betrachten muss, sondern von vornherein als formatierte „Geschichte“, geschrieben mit wenig hehren Absichten, entlarvt. Genau hier aber liegt das Problem. Die Inanspruchnahme des Journalistenjargons, in dem Texte gerne als Story bezeichnet werden, verhindert, was sie zu sein vorgibt, nämlich die Analyse journalistischer Praktiken. Das Übernehmen des internen Jargons, der selber nur Abklatsch der „professionellen“ Sprache in angelsächsischen Ländern ist, ist zur Objektivierung von Produktionsmechanismen und Produkten gänzlich ungeeignet. Adorno hatte dies in seinen Beiträgen zum Jazz (die doch durch alle Lager hindurch als völlig misslungen gelten) bezüglich der Sprache von Adepten des Jazz angemerkt.

Die „Story“ steht paradigmatisch für das antagonistische Verhältnis, in dem das anglo-türkische zum „Fremd“-Wort steht. Anglotürkisch ist ein Sprachhandling, das den Kitt mischt gegen die „Einbruchstellen erkennenden Bewusstseins und erhellter Wahrheit“, als welche Adorno Fremdwörter emphatisch charakterisierte. In diesem Idiom gibt es nichts mehr zu befragen – in ihm wird kommandiert oder akzeptiert. Die Spannung zwischen den Sphären der „lebensweltlichen“ Sprache und den Fremdwörtern, auf deren produktive Entladung Adorno noch hoffte (a. a. O., p. 644ff.), verflüchtigt sich zugunsten einer Synthese des

Schlimmsten, die leblose Naturwüchsigkeit mit begriffsloser Artifizialität verschmilzt. Die Heteronomie der steif-erregten Hinnahme vorgesezter Floskeln produziert einen Logos, der so zwanghaft ist und ohne Rest aufgeht wie eine mathematische Formel, gerade dadurch aber jederzeit besinnungslos alogisch (oder besser: a-empirisch), unkohärent werden kann.

Ein Squash-Center zum Beispiel wirbt mit dem Spruch „Fit, Fun und Spiel mit Squash“. Hier macht sich das „Spiel“ in Bezug auf Squash zum tautologischen Narren. Bemerkenswerter aber ist, wie die Intuition verlorenging, dass isolierte Adjektive oder Adverbien in Titeln nicht mit Substantiven vermengt werden sollten. Hätte die Werbung nur Tumbdeutsch statt Anglotumbdeutsch formuliert, wäre die „Kontamination“ sicher aufgefallen: „Glücklich, Schönheit und Spass mit der Jauchekur“ – das wäre ins Auge gesprungen. Es ist zu vermuten, dass sich besagter Slogan vom Spruch „Fit for Fun“ inspirieren liess – exemplarisch dafür, wie sich im Anglotumbdeutschen die flexible „Operationalisierung“ des Sprachmaterials auflöst zugunsten einer rigiden Deklamation erratischer Blöcke, die kontext- und weltlos dastehen.

Ein Wochenendanlass mit Discos, Bars etc. in einem verlorenen Tälchen der Schweizer Provinz, wo der Anteil Anglophoner (im Sinne von „native speakers“) nicht einmal im Promillebereich liegt, heisst „Solutions of Escapology“. Es ist bemerkenswert, dass Termini, die in Gefilden, wo die antiintellektuelle Abneigung gegen Fremdwörter stark verwurzelt ist, kein Aufsehen mehr erregen, sobald sie englisch daherkommen – der beste Beleg für die aerodynamische Problemlosigkeit des Anglotumbdeutschen. Der Kult des „Toughen“ und „Coolen“, von dem das Anglotumbdeutsche unter anderem lebt, wird in besagter Festüberschrift bis zum Grotesken getrieben. Ob sie mit „Eskapologie-Lösungen“ oder mit „Lösungen der Weltfluchtlehre“ oder anders übersetzt wird, ist einerlei. Mit dem Titel assoziieren wir eine Informatik- oder Esoterikmesse, niemals aber ein Fest. Anglotumbdeutsch bricht sich Bahn bis zum Verlust jeglicher Pragmatizität. Das Zwanghafte des Codes verschmilzt mit Beliebigkeit.

Wenn alles nur noch auf eine Weise gesagt werden kann, in glocalistischer, ichloser, reflexhafter Bewusstlosigkeit, so kann es sehr gut auch ganz beliebig gesagt werden. Anglotumbdeutsch ähnelt einem Billardspiel, in dem Optionen und Techniken, die den Reiz des Spiels erst ausmachen (Bandenkombinationen, Effets etc.) untersagt sind, zugleich aber mitten im Spiel Regeln willkürlich geändert werden. Das Spiel wird seiner Komplexität und Polyvalenz beraubt, ohne dass es deswegen an „Stringenz“ gewönne. Etwas Drittes, Neues, etwa den kreolischen Sprachen Vergleichbares zu generieren ist das Spiel nicht imstande.³² Bastardisierung, Kreolisierung sind Ausdruck unkontrollierbaren Lebens. Anglotumbdeutsch, das Medium des Logozids, ist angewandte Purifizierung und Normierung – tote Sprachlichkeit. Und eines ist gewiss: Die kommende deutsche Leitsprache lehnt sich nicht in erster Linie an die Bild-Zeitung an, wie das vielerorts behauptet wird,

³² Vgl. hierzu Lothar Baier, *Keine Zeit!*, München 2000, pp. 106ff.

sondern an der Zeitschrift Bravo, gefolgt von Männer- und Frauenzeitschriften und „Szene“postillen.

Das Slanghafte des Ausdrucks „cool“ entstand genau in dem Moment, als dem Wort die übliche Bedeutung genommen wurde und es zum positiv wertenden Allzweckwort mutierte. Sein Eigentümliches besteht in der Spannung zwischen der Bedeutung in der Standardsprache und derjenigen nach dem Transformationsakt, aber auch in der Umkehrung des für diesen Zweck näherliegenden „hot“. Davon ist in der Übernahme des Ausdrucks durch Nicht-„native speakers“ kaum mehr etwas zu spüren. Sie ist im wesentlichen Imitation von Lauten – es könnten geradesogut andere sein. Das verwandelte „cool“ hat in angelsächsischen Ländern eine soziale und sprachliche Geschichte. Im deutschen Sprachraum hat sie kaum mehr als die Geschichte eines Sekundärprozesses, der mit ab- oder zunehmender Unterhaltungsindustriegläubigkeit schon fast erschöpfend beschrieben ist. Darin besteht wahrscheinlich die Faszination des anglotumbdeutschen Wortes: Es erlaubt, sozial und historisch Determiniertes in mühelos Konsumfähiges zu transformieren.

Daraus wird verständlich, wieso dem von anglophil-amerikanolatrischen Glocalisten emsig geförderten Anglotumbdeutschen so wenig Gegenwehr erwächst und dass es sogar ohne viel Aufsehen aufoktroiert werden kann. Dies musste jener Angestellter einer Bank erfahren, der sich gegenüber einer Besucherdelegation ungeschickterweise als „Buchhalter“ vorstellte. Sein Vorgesetzter sei nach der Verabschiedung des Besuchs wie von einer Tarantel gestochen zu ihm zurückgeeilt und habe mit Sanktionen gedroht, falls sich Buchhalter sich fortan nicht mit „Accounter“ vorstelle.

Die beschriebene Entwicklung wirft in aller Dringlichkeit eine ganze Reihe von Fragen auf. Wie zum Beispiel ist zeitgemässe deutsche Literatur möglich? – „Als sie checkte, dass er an der Chillout-Election nicht für sie gevotet hatte, wurde sie crazy, slante ihr Bike an seinen Body und rief: "You Jackass!" Es konnte ihm nur noch darum gehen, sie zum Relaxen zu bringen, und er antwortete cool: "Easy, easy".“

Es könnte vorgebracht werden, solch ein Beispiel sei Unfug, so „anglisiert“ werde niemand schreiben, schon gar kein Schriftsteller. Was den Anglisierungsgrad anbelangt, so gibt es angesichts seines exponentiellen Fortschreitens nicht den geringsten Grund, diesen Ausschnitt einer hypothetischen Erzählung als prinzipiell unmöglich abzuqualifizieren. Sämtliche Wörter des Ausschnitts sind in Gebrauch („Slamen“ als substantiviertes Verb von „Slam“ in: „Poetry Slam“).

Ein weiterer Einwand könnte lauten, gute Schriftsteller würden auf keinen Fall so banal schreiben, solcher Stil werde ewig der minderen oder Dreigroschenliteratur vorbehalten bleiben. Vielleicht, vielleicht auch nicht...

Völlig unplausibel ist die abwiegelnde Reaktion, Anglotumbdeutsch werde in gewisse kulturelle Sphären, darunter eben die Literatur, gar nie vordringen. Ein solches argumentatives Narkotikum, das sämtlichen Befunden Hohn spricht, ist nur im Rahmen eines grobschlächtigen Dualismus, einer Zweisprachentheorie, möglich, wonach ganz bestimmte akademische und kulturelle Diskursformen sich ihre Sprachlichkeit nahezu autonom erhalten und weiterbilden könnten. Die Sprache der deutschen Literatur würde sich kontinuierlich von der „real existierenden“ (nämlich

dannzumal anglotumbdeutschen) entfernen, was langfristig einen umwerfend komischen Effekt hätte.

Keine Abwiegung, keine Beruhigungsstrategie führt somit an der Frage vorbei:

Welchen „Sinn“ hat deutsche Literatur noch, wenn nicht den einzig verbliebenen, nämlich denjenigen der ästhetischen Vergegenwärtigung und Bewusstmachung, des Ins-Werk-Setzens, der verfremdenden Montage der anglotumbdeutschen Katastrophe?³³

Zu fragen wäre auch nach der individualpsychologischen Funktion des Anglotumbdeutschen. Die Vermutung liegt nahe, dass Anglotumbdeutsch den „verflüssigten“, sich dem floatenden Kapital anähernden Subjekten eine Art symbolische Gerätschaft ist, die am Konstrukt einer (wenn auch noch so illusionären) Individualität, eines „Individualismus“ partizipiert, ohne sich im geringsten am stilistisch-kulturellen Massenkonsens zu reiben.

Statt nach Kenntnisnahme deprimierender Studienergebnisse zur Sprachbeherrschung Jugendlicher systematisch nach Mängeln im Bildungssystem zu suchen, wäre es vielleicht fruchtbarer, eher utilitaristisch zu fragen: Welche Vorteile bieten sich den Individuen durch das Praktizieren des Anglotumbdeutschen? Inwiefern, wo und für wen oder was ergeben sich „dysfunktionale“ Effekte, Risiken, durch die Ablehnung des Anglotumbdeutschen? So ist kaum mehr ernsthaft zu bestreiten, dass Junge, die sich eine sprachliche Beweglichkeit angeeignet haben und infolgedessen Anglotumbdeutsch als restringiert empfinden, Gefahr laufen, sozial ins Abseits zu geraten. Auch vervielfältigt sich die Zahl der Medien, die implizit Anglotumbdeutsch vorschreiben. Medienschaffende, die sich nicht der Leitsprache bedienen, können unter Druck geraten, zum Beispiel wegen „mangelnder Professionalität“. Staunen über das Anglotumbdeutsche wird anomisch. Die grösste Repression, das ist das Anglotumdeutsche.

Die abrakadabrische Leichtigkeit, mit der dank anglotumbdeutscher Phraseologie gerade an tertiarisierten Standorten wie Zürich, die doch Gesetztheit, Nüchternheit und Pragmatismus auf ihre Fahnen schreiben, mit stupender Verspätung noch die billigsten Propagandaschnipsel des Thatcherismus als unumgängliche Denkfabrikprodukte verkauft wurden, mutet im Rückblick fast harmlos an, angesichts der direkt anschliessenden kasinokapitalistischen Euphorie, die von der Mediokratie getragen werden *musste*, weil an den Phrasen jener euphorischen Gutgläubigkeit zu rütteln oftmals die berufliche, soziale und kulturelle Verbannung an den Rand der Gesellschaft bedeutet hätte. Etwas Besseres als Anglotumbdeutsch hätte dem alles durchdringenden Kapitalismus in seinen verschiedenen, mehr oder

³³ In seinem letzten Buch *Was wird Literatur* (München 2001) spricht Lothar Baier von «baby language» (p. 160). In seiner pessimistischen Beleuchtung der deutschen Literatur bewegt Baier allerdings den Fokus vom Anglotumbdeutschen weg: «Das einzige, was mich an der Lagebeschreibung (damit ist der oben zitierte Artikel Polityckis gemeint) stört, ist das Herausgreifen der Anglizismen als Quelle des Übels; denn es ist nicht in erster Linie die Literatur, die im deutschen Sprachbereich durch inflationäre Verwendung englischer Vokabeln auffällt (...)» (a. a. O., p. 156) Dies ist zurzeit sicher noch richtig, doch durch diese Ausblendung schwächt Baier zumindest die prognostische Relevanz seiner Problematisierung.

minder totalitären Erscheinungsformen nicht passieren können. Der Verlust der Energie und der Räume, deren es bedarf sowohl für die analytisch-diagnostische Objektivierung als auch für die poetische Überschreitung standardsprachlicher Konvention, lässt es zweifelhaft erscheinen, ob die Sprache aus sich heraus noch die Möglichkeit eröffnet, sich den künftigen Totalitarismen entgegenzustellen. Jürgen Habermas stellt die Frage nach den Bedingungen, die den „herrschaftsfreien Diskurs“ gewährleisten sollen. Die sich anbahnende Konstellation erfordert demgegenüber (oder komplementär) die Behandlung der *substanziellen* Frage nach der „organischen Zusammensetzung“ und der potentiellen kritischen Dynamik der Sprache.

Sprachwissenschaft im anglophil-amerikanolatrischen Würgegriff

Von all dem weiss die deutschsprachige Sprachwissenschaft, die sich mit Anglizismen beschäftigt, nichts. Sie repräsentiert geradezu paradigmatisch, was Horkheimer unter einer traditionellen Wissenschaft versteht. Es ist hier nicht der Ort, die Thesen der Linguistik im Detail zu widerlegen.³⁴ Ohne die Autoren über einen Kamm scheren zu wollen, seien zumindest einige Grundthesen der Linguistik zu diesem Thema angeführt:

- Anglizismen treten im Verhältnis zum gesamten Wortschatz selten auf
- Anglizismen sind nur in Fachsprachen relevant
- Die Veränderung der Sprache hat keinen Einfluss auf die Haltung zum angelsächsischen Raum
- Es gibt keinen Zusammenhang zwischen Sprachentwicklung und gesellschaftlicher Entwicklung
- Kritik an Anglizismen ist neopuristisch und meist ein Ausdruck von Nationalismus
- Die Durchsetzung von Anglizismen geschieht „frei“ und ohne Zwang
- Jeder Anglizismus ist funktional sinnvoll - es gibt keine unnötigen Anglizismen
- Anglizismen affizieren kulturell einzig den Unterhaltungssektor
- Das Deutsche ist nirgends und in keiner Weise „gefährdet“

³⁴ Als typisches Beispiel positivistisch-neubürgerlicher Sprachwissenschaft kann gelten: Falco Pfalzgraf, *Neopurismus in Deutschland nach der Wende*, Frankfurt a. M. 2006. Etwas gemässigter und kontradiktorischer: Rudolf Hoberg (Hg.), *Deutsch – Englisch – Europäisch*, Mannheim 2002. Einen besonderen Status innerhalb der Literatur nimmt ein: Jürgen Spitzmüller, *Metasprachendiskurse*, Berlin 2005. Unter strenger Ablehnung jeder Diachronie und mit Bezug auf Saussure definiert Spitzmüller mit gleichsam „kantianischen“ Reinigungsgesten den Diskursraum, innerhalb dessen eine wissenschaftliche Diskussion über Anglizismen stattzufinden hat. Jede Metaphorik hat demnach zu unterbleiben, und so gut wie jede Sprachkritik ist „wertend“ und somit unwissenschaftlich. Darunter fallen, so Spitzmüller, auch viele kritische Erwägungen von wissenschaftlichen Linguisten.

Offen bleibt hier, wie dann mit den in den linguistischen Texten zahllosen, implizit oder explizit positiven Wertungen hinsichtlich der Anglizismen umgegangen werden muss. Auch ein Funktionalismus ist nicht „wertfrei“, und wenn Anglizismen mit dem „appellativen“ oder Profilierungs-Bedürfnis der Sprecher zu erklären sind, dann sagt dies durchaus etwas über die aktuelle Vergesellschaftungsform aus – die Weiterführung solcher Reflexionen sind der Linguistik aber verwehrt.

Doch hören wir zunächst nochmals hin, wie weit das Anglotumbdeutsche gediehen ist:

Biker Boots; Sneaker Boots; Desert Boot; Dandy Shoes; Derby Boots
Laut einer Gratiszeitung heissen die fünf Schuhtypen der Herbstmode so.

Der Fuck You, You Fuckin' Award

Zu vergebener Preis einer Szenezeitschrift. Erwiesenermassen hat der Reichtum der Fluchwörter im Englischen nachgelassen - ein Grund mehr für die anglophil-amerikanolatrischen Glokalisten, es dem Englischen gleichzutun.

Ein Vertreter der Gewerkschaft Verdi umschreibt den Anglizismenwahn bei den deutschen Arbeitsämtern: „Ein Arbeitsloser kommt in's Jobcenter, trifft am Desk auf den Case Manager, der auf Grundlage eines Tiefenprofilings mit Unterstützung des Back Office ein Vermittlungsangebot an die PSA macht.“

Englisch wird, wie sämtliche Studien bestätigen, als weltmännisch, modern und professionell empfunden. An diesem Beispiel zeigt sich die Euphemisierungs- und Einschüchterungsfunktion des Anglotumbdeutschen. Der „Klient“ kommt sich noch minderwertiger vor, wenn er nicht weiss, was ein Case Manager ist. Doch wie könnte jemand etwas gegen solche Bezeichnungen haben? Das wäre ja archaisch und provinziell!

Ähnlich verhält es sich beim Vokabular zum Sozialabbau in Österreich. Ehemalige Bezieher einer Invalidenrente sollen „fit to work“ gemacht werden, heisst es in den Broschüren des Sozialministeriums. Einer, der dagegen etwas hat, muss zwangsläufig ein fauler Hinterwäldler sein.

Stellenabbaurunden bzw. „Restrukturierungen“ in der chemisch-pharmazeutischen Industrie Basel tragen stets englische Namen, die an militärische Operationen erinnern: Call to Action, Operative Agenda, Forward, Operational Excellence.

„Slow down und take it easy“ im Skilager - Die Oberstufe verbrachte ein cooles Skilager (...)

Titel und Untertitel in einem Provinzblatt. Kennzeichen des Anglotumbdeutschen ist die Repetitivität. Dutzendfach muss man sich täglich die selben Slogans und Wörter anhören.

„Aus ‚Faskination‘ wird ‚The Stoke‘“

Umbenennung eines Skitages in der Provinz. Zu 'The Stoke' bemerkt die Zeitung: "Es bedeutet energiegeladen, aufgeregt und voller Leben zu sein." Sehr typisch die Aufgabe der Eigenkreation zugunsten des Englischen. Anglotumbdeutsch ist das Symptom einer tiefgreifenden Unfähigkeit, wirklich Neues zu schaffen.

„Unsere Seen werden zu Beaches“

Der See wird zum Strand? Dies jedenfalls sieht ein Schweizer Tourismusverantwortlicher als Folge des Klimawandels. Der Strand wird unter der Hitze zum Beach - ein typisches Beispiel für die zahllosen sprachlichen Tautologien, die sich aus der Anglisierung ergeben.

Powerfrau gegen Superhousewife

So titelt eine Schweizer Zeitung über Michelle Obama und Ann Romney

Location, Location, Location!

Der Titel über einem Lebensstil-Artikel zu einem Haus. Es erinnert an den Moment in einem Restaurant in der Schweizer Provinz, als ein Mann in der Nähe plötzlich vor sich hin sagte: „Communication, communication, communication!“ Solches offenbart die kindlichen Mechanismen, die beim Anglotumbdeutschen ablaufen. Anglizismen werden offenbar wie ein Wortfetisch, eine Zauberformel empfunden, die geheime Kräfte entwickeln kann, wenn man sie nur oft genug wiederholt.

„Zürich goes kits für kids“

Zürichs Erziehungsdepartement freut sich über die Computerausrüstung der Schüler.

„Oldie Rosset macht happy“

Der Titel einer Zeitung (CH) zum Erfolg eines Tennisspielers

„Der Kleiderladen hat Trends aber keine Styles“

...weiss ein Magazin (CH).

„Ich weiss nicht, ob er Arthouse oder eher Teeny ist.“

Ein Regisseur über seinen Film

„Neueröffnung Massagesalon Sommer-Time“

Werbung für ein Etablissement

„Schützen-House“

Name eines Restaurants

„Backstage-Bereich der Artists“

So die neue Bezeichnung für die Musiker an einem Festival

„Swiss Ethno Torte“

Nicht zu verwechseln mit der Swiss Casual Torte

„Newland – Zeitschrift für Reise und Kultur“

Nachzulesen ist unter anderem: „Alpen – swiss attitude“.

„kämpfen und fighten“
Cherchez la différence.

„Fun City Tools“

So werden an einer Versteigerung Fahrräder, Zubehör etc. genannt.

„Ein Trip dauert drei Tage“

So drückt sich das Fernsehen (CH) aus, wenn Krabbenfischer zur See gehen.

„TV-Monopoly – Die Inside-Story“

Der Buchtitel eines Schweizer Medienmachers

„Event-House“

Das Haus, in dem Veranstaltungen stattfinden, heisst in einer Schweizer Stadt „Veranstaltungshaus“. Ein Dokument dafür, wie Funktionsbezeichnungen im Anglotumbdeutschen zu Eigennamen werden. – Herrlich schläft es sich im Bett „Bed“.

„Vote Deine Dance Favourites!“

TV-Aufruf (D)

„Das wäre wohl ein bisschen too suggestive.“

...befürchtet eine TV-Moderatorin (D).

„In zwei coolen Ethnomustern – Friends 4ever – für Boys und Girls.“

Präsentation eines Stoffbandes fürs Handgelenk in einer Kinderzeitschrift (D)

„Class Room Management

So wird neu die Unterrichtsorganisation genannt.

„Work First Class“

Der Titel einer Informationstafel zu einer Überbauung

„Die Fatbournier-Diät“; „Skin rejuvenation“

Eine straffe Haut dank straffer language rejuvenation...

„Das wäre dann counterproductive.“

Ein deutscher General a. D. in einem Fernsehkommentar während des Irakkriegs

„Farmer“

Bezeichnung eines deutschen TV-Kommentators für italienische Bauern und Landwirtschaftssyndikalisten

„Office concept – feel free“

Werbung für Büroeinrichtungen

„Alphalive-Kurse“; „@omic church“; „Celebration Hall“; „Sunntigs-Date“ (Sonntags-Date);

Vokabular der Kirchen an Orten, wo wohl nicht ein Promille der Bevölkerung englischer Muttersprache ist. Womit Nietzsches rhetorische Frage, ob es sich beim Protestantismus überhaupt noch um eine Religion handle, beantwortet wäre...

„He's great, he's great! Mach Dein Herz auf! Du kannst nicht verlieren. Easy, easy!“
Ein Erweckungsprediger

„Gendertrainer“
Berufsbezeichnung

„Info-Event“
Es handelt sich um einen Vortrag mit anschliessender Diskussion.

„Das ist eine Construction!“
Ein Moderator (D) freut sich über eine handwerkliche Vorrichtung.

„Die Location wechseln“
Damit ist am Fernsehen (D) bereits gemeint: Vom Badezimmer in die Küche gehen etc.

„Aroma Therapy“
Wie wärs mit: Local Anesthesia (nicht zu verwechseln mit der Anesthesia of Locals, das heisst der Anästhesie Einheimischer)?

„Frontcooking“; „Frontbaking“
Das Gegenteil des Backstagecookings für die Artists?

„Die Morning Cops“
So heissen im Fernsehen (D) Berliner Polizisten, die morgens unterwegs sind...

„Ein absolutes No ist der Einsatz der Zähne.“
Die Warnung eines Fernsehsenders (D) vor unangebrachten Fellatio-Techniken. Etwas elliptisch. Eigentlich ist gemeint: Zur Erklimmung des ultimativen Yesss bedarf es der doppelten VerNoung.

„Style Mode – Style Nails“
Name eines Kleinunternehmens

„come up – slow down“
Webekommando eines sogenannten „Outdooranbieters“ mit „kundigen Guides“. Gemeint ist eine Klettertour.

„Optimieren Sie Ihre Work-life-Balance. Für Ihren Quantensprung in Beruf und Privatleben durch modernes Körpertuning.“

Aus einer Werbung

„Liposculpture für die Gesundheit von Body und Mind“

Vortrag eines Mediziners

„Koufi Ännän“

Auch Kofi Annan entgeht der Dampfwalze nicht – Aussprache im deutschen Fernsehen.

„Kids und Junge am stärksten von Grippe betroffen“

Rätselhafter Zeitungstitel (CH)

„Move – Bewegung / Relax – Entspannung / Nutrition – Ernährung“

Werbung eines Fitness-Clubs (CH)

„Willkommen zur Poetry-Lesung“

Wir sind ganz Ear...

„Standortwechsel von Europas grösstem Beauty-, Hair-, Nails-, Sun-, Bodywork-, Fashion- und Colors-Center.“

Ein Center für Beauties und Painters, sozusagen...

„Lifeguide: Aftersummer-Beauty – Körper-Facts – Sex-Rules“

Rubrik und Themen einer Zeitung (CH)

„Speed-Junkie“

Aus einem Zeitungstitel (CH). Wer hier „Speed“, wie es naheliegend wäre, als Übernamen für Amphetamine versteht, hat falsch getippt. Gemeint ist ein Autoraser...

„Memory-Zentrum“

So heisst in Deutschland nicht der Treffpunkt der Adepten eines Gesellschaftsspiels, sondern die Klinik für Menschen mit Gedächtnisschwierigkeiten

„Absolut meisterlich (...) mit smarten Dialogen und einem coolen visuellen Look“

Nicht zu sprechen vom auditiven Sound – aus einer Filmkritik einer Zeitschrift (CH)

Also spricht der anglophil-amerikanolatrische Globalismus. Die dringliche Frage, der sich das Denken, ob es sich nun dialektisch, sprach- oder sozialwissenschaftlich oder anders nennt, stellen muss, lautet folgendermassen:

Wie ist es möglich und was bedeutet es, dass eine Zivilisation, deren ganzes Selbstverständnis dasjenige einer Absatzbewegung (insbesondere einer ästhetischen, „stilistischen“) sowohl von realsozialistischen (staatskapitalistischen) Totalitarismen (das 1990 erschienene, spöttische Buch „SED – Schönes Einheitsdesign“ ist dafür das treffendste Dokument) wie auch vom Nachkriegsfordismus („die spiessigen fünfziger Jahre“, „die hässlichen siebziger Jahre“) ist –; wie also kommt es, dass ausgerechnet diese Zivilisation eine Sprache hervorbrachte und zum gültigen und leitenden Code ausbaute, deren Sterilität, Banalität, Biederkeit, Gleichförmigkeit, Monokulturalität, deren von Kollektivismus durchtränkter Kommandocharakter, das, was erwähnte Totalitarismen und der fordistische Konsumismus der Sprache antaten, noch weit übertrifft (oder unterbietet)? Und zuvorderst: Warum wurde diese Frage in einer Kultur, die doch ungemein Wert legt auf Form, Gestaltung, Stil, Ästhetik noch nicht einmal gestellt?

Mit der Ersetzung der „Diversität“ durch „Diversity“ (man streicht die Diversität in dem Moment, wo man sie ausspricht, durch) in den Wissenschaften und soziokulturellen Bereichen ist nochmals eine weitere Stufe der Anglisierung erreicht. Im Deutschen längst vorhandene, morphologisch und phonologisch integrierte „Internationalismen“ lateinischer oder griechischer Herkunft werden völlig grundlos anglisiert (Linguisten werden auch hier „semantische Unterschiede“ auffinden wollen, die aber in Wirklichkeit asymptotisch vernachlässigbar sind). Die englische Version gilt neu als „wissenschaftlich“.

Das Verhältnis zwischen dem international-deutschen Begriff und dem englischen ist das exakte sprachliche Korrelat zum Verhältnis zwischen Internationalismus und angelsächsisch geprägtem Globalismus und Glocalismus.

Beobachtungen dieser Art müssen dem Herausgeber der linken Monatszeitschrift konkret, Hermann Gremliza, fremd bleiben. Anglizismen kommen in seinen sprachkritischen Kolumnen prinzipiell nie vor. In der Hamburger Zeitschrift wird auf hohem Niveau gearbeitet, doch der anglophil-amerikanolatriche Glocalismus ist leider ein ideologischer Eckpfeiler der Publikation. Gremliza ist ein umgedrehter Purist und verbleibt innerhalb des puristischen Horizonts – der anglizismenfreie sprachliche Korpus, den er bearbeitet, ist mithin weithin eine Fiktion.

Absterben sprachlicher Weltansichten

Leider ist ein Text einer deutschen Linguistin nicht mehr auffindbar, in dem sie die Auffassung vertritt, dass es auch nicht schlimm wäre, wenn auf dem Globus nur noch das Englische überlebte – auch dann gäbe es noch eine Vielfalt an Varietäten und Akzenten. Wir sind der Forscherin dankbar für ihre Offenheit, denn sie vertritt exakt die Position, die die deutschsprachige Linguistik sich noch nicht getraut, offen zu artikulieren. Bekanntlich hofft auch die feministische Linguistin Luise Pusch auf ein baldiges Ableben des Deutschen zugunsten des Englischen, weil letzteres genderneutraler ist. Es tut mir leid für die Adepten von Luise Pusch, aber die Fantasie des Ablebens einer Sprache und einer Kultur hat nicht nur nichts Emanzipatorisches, sondern enthüllt eher ein totalitär-autoritaristisches Ethos, das beängstigend ist und in Deutschland auf eine reiche Tradition zurückblickt. Dieser

Fall illustriert aber auch aufs Beste, in welche Sackgassen arbeitsteilige Einthemenwissenschaft führen kann.

Dass mit dem Absterben einer Sprache nicht nur eine Aussprache, eine Syntax, Morphologie etc. verschwindet, sondern eine ganze „Weltansicht“, wusste bereits Wilhelm von Humboldt, der ewige Stachel im Fleisch der zeitgenössischen Linguistik. Humboldt bricht, sich an Leibniz anlehnd, mit der traditionellen, abstrakten Zeichenverhaftetheit in der Beurteilung der Sprache, die mit Aristoteles anhebt. Leibniz hatte gegen Aristoteles und Locke für die Verschiedenheit der *conceptus* (Ideen, Begriffe) in den unterschiedlichen Sprachen plädiert. Die Entdeckung der semantischen Partikularität der Sprachen befähigt uns zur „Kenntnis unseres Geistes und der wunderbaren Vielfalt seiner Operationen.“³⁵

Humboldt löst sich im Laufe seiner Sprachuntersuchungen vollkommen ab von der Auffassung, das Wort sei ein kontingentes, arbiträres, rein kommunikativ dienendes Zeichen, ein Mittel des Zeigens auf das Gedachte. In dieser Sichtweise ist das Zeichen nur etwas Sekundäres und dem Denken völlig Äusserliches.

Zunächst hält Humboldt fest, dass nicht etwa willkürliche Zeichen erfunden wurden, um ein äusseres Bedürfnis zu befriedigen, Vielmehr schuf der denkende und anschauende Mensch aus einem inneren Bedürfnis die vorher nicht gedachten Begriffe. Die rein instrumentale, die Kommunikation betreffende Funktion der Zeichen existiert zwar, beschränkt sich aber auf die Mathematik oder einen Teil empirischer Wissenschaften.³⁶ Die philosophische Sprache ist der populären und Alltagssprache näher als derjenigen der „exakten“ Wissenschaften. Als Zeichensysteme sind die Sprachen nur willkürliche, historisch und materiell verschiedene Mittel, um ein unsprachliches Denken zu bezeichnen: Kommunikation und Kognition sind in dieser Sichtweise getrennt. Für Humboldt hingegen ist das Wort nicht ein „Abbild“ (Symbol) der Sache, also nicht eine ganz bestimmte Ansicht des Gegenstandes, aber auch nicht bloss „Andeutung“ (Zeichen), da es eine spezifische sinnliche Gestalt besitzt – es ist synthetische Einheit von Abbild und Andeutung. Denken ist Denken in Sprache, in Tönen. In der Eigentümlichkeit des Baues der Sprachen finden sich „Hilfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit und Bildung der Gesinnung und des Charakters“³⁷. Als Zeichen hingegen sind die Sprachen vom Denken abgelöste, willkürliche und materiell verschiedene Mittel zur Kommunikation des Gedachten – Kommunikation und Kognition sind hier getrennt.

³⁵ Gottfried Wilhelm Leibniz, *Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum*, Berlin 1710, p. 293; Zitiert und übersetzt nach: Jürgen Trabant, *Europäisches Sprachdenken*, München 200, p. 166.

³⁶ Ein Teil des hier besprochenen Anglotumbdeutschen gehört eher dieser „nicht redenden“ Sprache an, wie Humboldt es ausdrückt. Die weder semantisch noch sprachlich-funktional zu begründenden Anglizismen sind kommerziell und industriell hingestellte Wortwaren bzw. Warenworte, die nur eine instrumental-appellative Funktion einnehmen und dies Eine sagen: „Ich bin cool, tough und zeitgemäss, und auf diejenigen, die mich verwenden, färbt dieses Coole und Toughe ab.“

³⁷ Wilhelm v. Humboldt, *Gesammelte Schriften IV*, Berlin 1903ff., p. 32f.

Entscheidend ist aber nicht dieser formalisierte Gebrauch der Sprache. Der nichtformale Umgang mit Sprache erfordert nicht nur den Gebrauch des Verstandes, sondern mobilisiert, wie Humboldt als Kantianer sagt, auch die Einbildungskraft und die Anschauung: „In diesem Gebrauch ist (...) die jeweilige Sprache nicht einfach durchsichtig, völlig transparent für den Blick auf den Gegenstand, sondern sie bringt ihre Eigentümlichkeit zur Geltung, sowohl hinsichtlich ihrer spezifischen Materialität als auch hinsichtlich ihrer semantischen Partikularität.“³⁸ Das Wort ist zugleich „materieller“ Laut und Begriff, *vox* und *conceptus*, oder wie Saussure später sagen wird: *signifiant* und *signifié*. Insofern ist Sprache „das bildende Organ des Gedanken“ (sic) bzw. „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen.“³⁹

Auch wenn Kommunikation bei Humboldt der Kognition untergeordnet ist, sind Sprache und Denken selbstverständlich stets auch ein dialogisches Mit-Denken - das sprachliche Wesen ist ein soziales Wesen, das sprachlich inter- und transagiert. Das Wort gewinnt erst Wirklichkeit, wenn es mir als Wort des Anderen zurückkommt: „In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit der Worte an Andre[n] versuchend geprüft hat. Denn die Objektivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt.“⁴⁰

Diese universellen Momente von Sprache, Sprachdenken oder Sprachlichkeit koexistieren nun mit der Tatsache, dass Sprache immer eine partikular-historische und individuelle ist: „Die Sprache erscheint in der Wirklichkeit nur als ein Vielfaches. Wenn man allgemein von Sprache redet, so ist dies eine Abstraction des Verstandes; in der That tritt die Sprache immer nur als eine besondere, ja nur in der allerindividuellsten Gestalt, als Mundart auf.“⁴¹ Die einzelne sprachliche „Performance“ ist allerdings nicht eine Variante einer virtuellen, anthropologisch-universellen Sprachstruktur (wie etwa bei Chomsky), sondern zeugt von der je nach Sprachgemeinschaft unterschiedlichen Weise des sprachlich-denkerischen Auseinanderlegungs- und Aneignungsprozess von Ich (Wir) und Welt: „Dadurch entstehen in den gleichbedeutenden Wörtern mehrerer Sprachen verschiedene Vorstellungen desselben Gegenstandes, und diese Beschaffenheit des Worts trägt hauptsächlich dazu bei, dass jede Sprache eine eigne Weltansicht gewährt.“⁴²

³⁸ Trabant, *Weltansichten*, München 2012, p. 164

³⁹ Humboldt, GS VII, pp. 53 u. 46

⁴⁰ A. a. O., p. 55f. – „Ich und Du sind sowohl für das Ich wie für das Du sowohl Ich wie Du. Im Du tritt Ich dem Ich als Ich gegenständlich entgegen. Ich hört sich selbst vom Du als Du angesprochen. Die Identität vom Ich-Du sowohl im Ich wie im Du ist die Bedingung des Gesprächs. Diese Intention ist nur durch Sprache erfüllt (...).“ Bruno Liebrucks, *Sprache und Bewusstsein* Bd. 2, *Wilhelm von Humboldt*, Frankfurt a. M. 1965, p. 350

⁴¹ Humboldt, GS VI / 1, p. 240f.

⁴² Humboldt, GS V, p. 420 Keineswegs handelt es sich hier um einen Relativismus wie bei der Sapir / Whorf-These, wo die Sprache das Denken völlig determiniert, letzteres nicht vermittelbar und die Sprache unübersetzbar ist.

Wenn also eine Sprache stirbt, stirbt eine Weltansicht. Der Sinn des Erlernens von Fremdsprachen besteht in der Teilnahme an der Diversität sprachdenkerischer Vollzüge. Voraussetzung dafür ist, so Humboldt, das stetige sich „Hineinspinnen“ in die eigene Sprache und die Ablehnung der Reduktion der Sprache auf ein Kommunikationsmittel. Humboldt ist im übrigen Universalist nicht trotz, sondern *weil und indem* er den spezifischen Charakter, das „Genie“ zahlloser Sprachen untersucht hat: „In Allem, was die menschliche Brust bewegt, namentlich aber in der Sprache, liegt nicht nur ein Streben nach Einheit und Allheit, sondern auch eine Ahndung, ja eine innere Überzeugung, dass das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist.“⁴³ Der Bezug auf die Einheit des Menschengeschlechts führt nicht aus der Individualität der Sprachen hinaus, sondern tiefer in sie hinein.

Auf den heutigen Linguizismus und Sprachimperialismus soll hier nicht extensiv eingegangen werden. Wir weisen hin auf die Schriften Robert Phillipsons. Wenn auch von einer offenen Intention eines sprachpolitischen „Subjekts“ kaum gesprochen werden kann, muss doch festgehalten werden, dass „language policy“ nicht erst seit der Cheney-Wolfowitz-Rumsfeld-Doktrin durchaus zur angelsächsischen Aussenpolitik gehört. Phillipson selbst bestimmt den Sprachimperialismus des Englischen folgendermassen: A working definition of English linguistic imperialism is that the dominance of English is asserted and maintained by the establishment and continuous reconstitution of structural and cultural inequalities between English and other languages. (...) English linguistic imperialism is seen as a sub-type of linguicism. (...) The term *anglocentricity* has been coined by analogy with ethnocentricity, which refers to the practice of judging other cultures by the standards of one's own.“⁴⁴

Endlose Spirale des Monokulturalismus

But make no mistake, wie Bush II gerne warnte: Der anglophil-amerikanolatrische Globalismus ist nicht dazu da, uns den Reichtum der angelsächsischen Kultur und Zivilisation näherzubringen. Unter diesen Globalisten gilt es zu unterscheiden:

Die geistige Führerschaft übernehmen die Fraktionen der dominierenden Schichten, die über ein grosses Wissen hinsichtlich des Funktionierens angelsächsischer Gesellschaften verfügen. Aus wirtschaftlichen, politischen oder chauvinistischen

⁴³ Humboldt, GS VI / 1, p. 125. – „Nicht also eine bestimmte Gestalt als das jeweils erreichbare und doch immer mangelhafte Maximum an Vernunft, sondern nur die Totalität charakteristischer Gestalten heisst für ihn in einem neuen Sinn *das* Ideal der Menschheit. Humboldt greift hier, ohne es zu erwähnen, einen ihm geläufigen Grundgedanken von Leibniz auf: den Gedanken, der die höchste Vollkommenheit als die grösstmögliche Vielfalt in der grösstmöglichen Ordnung begreift.“ Tilman Borsche, *Sprachansichten*, Stuttgart 1981, p. 134f.

⁴⁴ Robert Phillipson, *Linguistic Imperialism*, Oxford 1992, p. 47. Zur Frage von sprachlichen Menschenrechten vgl. Miklós Kontra, Robert Phillipson, Tove Skutnabb-Kangas, Tibor Várady (Hg.), *Language: A Right and a Resource*, Budapest / New York 1999.

Gründen ziehen sie es vor, der Öffentlichkeit das Klischee der angeblich alles durchdringenden Liberalität dieser Gesellschaften zu vermitteln.

Von ihnen zu unterscheiden sind weniger gut informierte „Verantwortungsträger“, die als Onkel Toms dazu tendieren, jede Korrektur ihres Weltbildes als „Antiamerikanismus“ zu denunzieren. Meist profitieren sie von der Möglichkeit, in ihren Darstellungen Wirtschaftsliberalismus mit realen oder imaginierten Aspekten des Hippen, Coolen, des easy going etc. zu verschmelzen.

Sodann gibt es diejenigen Individuen, die, ähnlich einem teilromanisierten Kelten, derart angloamerikanisiert sind, dass daraus eine zweite Natur geworden ist, die sie kaum mehr zu objektivieren vermögen. Sie wissen es nicht, aber sie tun es.

Bei den dominierten Schichten ist immer öfter zu beobachten, dass die Entwertung des eigenen sozialen Status kompensiert wird durch die Übernahme von oft tough-bärbeissigen, unterhaltungsindustriell präparierten Lebensstilen. In ländlichen Gebieten orientiert man sich hierbei gerne am Farmer oder Handwerker des Midwest. Ein Innerschweizer Bauernsohn, der es zum Handwerker oder einfachen Angestellten gebracht hat, „veredelt“ die in der Schweiz inzwischen „delegitimierte“ ländlich-provinzielle Herkunft und Lebensweise durch die Orientierung am Country. Angemessene Kleidung, viel Countrymusik oder Hillbilly, Barbecues nach amerikanischer Art, regelmässiger Besuch von Festivals inkl. line dance, das Pflegen und sonntägliche Ausfahrten des amerikanischen Vintage-„Schiffes“ etc. ergänzen die Provinzialität des Alltags um einen Lifestyle mit hohem, global verbreiteten Wiedererkennungswert: ein mustergültiger Glocalismus.

Was das, was wir mangels eines besseren Begriffs „U-Musik“ nennen, anbelangt, soll zum bereits Gesagten nicht viel hinzugefügt werden. Es ist für jeden Beobachter offensichtlich, welche fast totale Dominanz das Englische errungen hat – dies gerade im Vergleich zu den noch relativ pluralistischen 70er und 80er Jahren.

Wäre Europa in diesem Bereich tatsächlich heterogen, dann würden sich Balten für deutsche Musik, Deutsche für portugiesische Musik und Portugiesen für ungarische Musik interessieren. (Es ist hier, wie gesagt, nicht die Rede von Folk). Auch in dieser Hinsicht ist das „geeinte“ Europa zur Farce verkommen. Die Länder leben indifferent nebeneinander – der Blick der Menschen richtet sich starr hauptsächlich auf den angloamerikanischen Raum.

Besorgniserregend ist, dass diese Ubiquität des Englischen inzwischen bei einzelnen Individuen zu geradezu wütenden Reaktionen führt, wenn ausnahmsweise nicht englisch gesungen wird. Diese Reaktionen ähneln der einstigen Wut über die klassische Moderne oder die „Negermusik“.

Auffällig ist auch die Tatsache, dass angelsächsische Bands an Konzerten oder ihren CD-Covers eine offensichtlich affirmative Haltung zu ihren Nationalflaggen demonstrieren, das Publikum Nationalfahnen schwenkt etc. Es ist erstaunlich, dass selbst die auf jeden Patriotismus allergische Linke dieses Phänomen kaum befragt. Gewiss: Es gab bei den hippen (im Gegensatz zu „square“) Gegenkulturen seit den fünfziger Jahren immer wieder Formen der „Reappropriation“ des eigenen Landes oder der Landesflagge, wie etwa Woody Guthries Lied „This Land Is Your Land“

sinnfällig aufzeigt, so dass eine „semiotische Verschiebung“ stattdindet.⁴⁵ Man kann mit dem Star Spangled Banner also etwa den abolitionistischen Lincoln, Frank Zappa und Robert Crumb assoziieren. Doch ein solche semiologisches Verschiebungspotential lässt sich bei fast jeder Nationalflagge ausmachen – sie bleibt dennoch das Nationalembelme des jeweiligen Staates. Auch diesbezüglich scheint sich im Rahmen des anglophil-amerikanolatrischen Glocalismus also eine Aufspaltung in zwei Welten durchzusetzen, die weit bis in die Linke hineinwirkt: Offenbar gibt es ethnisch korrekten und ethnisch unkorrekten Patriotismus.

Nachdem man in einer Stadt wie Zürich in den 90er Jahren kaum 50 Meter gehen konnte, ohne irgendwo auf den Star Spangled Banner zu stossen, ist es heute der Union Jack, der allenthalben anzutreffen ist. Man gewinnt den Eindruck, als verhalte sich das Mass der Anglophilie proportional zur zunehmenden Aggressivität der britischen Aussenpolitik (Irak, Libyen, Osteuropa) und der dortigen sozialdarwinistischen Massnahmen gegen Arme, Arbeitslose und Behinderte. Linksliberale, die die Politik der Agenda 2010 fortführen wollen, Neoliberale und Rechtspopulisten haben ein direktes Interesse an dieser Form der Anglophilie der Massen.⁴⁶

Wie die einstige Internationalität durch angelsächsisch geprägten Globalismus ersetzt wird, zeigen Grossunternehmen, die einst eine nationale „Kultur“ pflegten, aber homogenisiert wurden, sobald sie „multinational“ wurden. Funktionen, Dienstwege, Handlungs- und Kommunikationsformen, „Code of Conduct“ etc. sind angelsächsisch geprägt.⁴⁷

Im Bereich der Belletristik ist zu beobachten, dass immer mehr europäische Autoren bewusst mit Blick auf den angelsächsischen Markt schreiben, wenn sie nicht sogar Englisch als „Originalsprache“ schreiben. Autoren, die noch in der eigenen Sprache

⁴⁵ Vgl. hierzu Thomas Barfuss, *Konformität und bizarres Bewusstsein*, Hamburg 2002.

⁴⁶ Dass Schröder damals seine Gegenreformen auf der Grundlage des „Blair-Schröder-Papiers“ einleitete, war ingenios. Wer hätte gegen etwas „Neues“ aus Grossbritannien aufbegehren wollen? Wer hätte es gewagt, gegen den jungdynamischen Blair aufzustehen? Das hätte ja „archaisch“, „nationalistisch“ etc. sein können. Grundlage des Erfolgs Schröders war mithin auch ein „völkisches“-symbolisches Regime: dasjenige des anglophil-amerikanolatrischen Glocalismus

⁴⁷ Nebst der dualistisch-manichäischen Entgegensetzung der Menge (einer „Multitude“, der gleichsam ontologisch-essentialistisch Flexibilität, Mobilität und Kreativität zukommt) und Kapitalismus, und der frohsinnigen Beurteilung der immateriellen Arbeit ist die Charakterisierung der Globalisierung ein grosses Defizit in Hardt / Negris *Empire*. Jede Form der Deterritorialisierung und Schwächung der Nationalstaaten wird in pauschaler Weise positiv bewertet. Die Autoren sehen nicht, dass Deterritorialisierung zu einer homogenisierenden Reterritorialisierung in Form des hyperprovinziellen Glocalismus geführt hat: Das vielbeschworene globale Dorf ist ein kulturprotektionistisches angelsächsisches Kaff, in dem keine Fremdsprachen mehr gelernt werden. Wenn *Empire* in der New York Times und der FAZ hymnisch besprochen wurde, hat das damit zu tun, dass das Werk der Ideologie der Hyperbourgeoisie schmeichelt. Hardt / Negri sind am Erkennungszeichen des heutigen französischen Linken zu identifizieren, wie es der Philosoph Michéa umschrieb: „Denn wenn es einen Gedanken gibt, den sich der Linke unter allen Umständen verbieten muss - das Heil seiner linken oder liberalen Seele hängt davon ab -, dann derjenige, dass es je irgendeinen Aspekt des sozialen Lebens gab, der einst besser gewesen sein könnte.“ Claude Michéa, *Le complexe d'Orphée*, Paris 2011, p. 14f.

schreiben, tendieren dazu, so zu schreiben, als wären ihre Bücher aus dem „Amerikanischen“ übersetzt.⁴⁸

Der Pluralitätsapriorismus der Kulturwissenschaften

Es gilt nun, kurz einen Blick auf die Art und Weise zu werfen, wie in der Wissenschaft auf die erwähnten Homogenisierungssphänomene reagiert wird. Als richtungsweisend für die Euphemisierung und Legitimierung der kinematographischen Dominanz Hollywoods kann sicherlich Anja Peltzers Studie über die Blockbusters Hollywoods gelten.⁴⁹ Hier wird die radikale Gegenthese zur Beobachtung, dass Globalisierung im alltagskulturell-symbolischen Sinne in erster Linie Angloamerikanisierung ist, bezogen. Der erfolgreiche Hollywoodfilm wird hier nämlich ähnlich wie die Ströme des Finanzkapitalismus behandelt. Statt festzustellen, dass Globalisierung faktisch Amerikanisierung ist, wird die Flucht nach vorne ergriffen, indem umgekehrt behauptet wird, dass die Kassenschlager aus Hollywood gar nicht mehr amerikanisch, sondern global „anschlussfähig“ seien. Diese Produkte seien derart „hybrid“, „transnational“ und „deterritorialisert“, dass nicht mehr von einer Amerikanisierung des Globus, sondern gleichsam tautologisch nur noch von der Globalisierung des Globus die Rede sein darf.⁵⁰

Die zahllosen Adepten dieser Konstruktion sind sich nicht einmal mehr bewusst, dass sie einen mustergültigen Rechtshegelianismus vertreten. In dieser Ideologie der Legitimation des Bestehenden findet der altdeutsche Nationalismus zum neudeutschen anglophil-amerikanolatrischen (Alter)nationalismus. Der deutsche Kulturkonservatismus wird rechts überholt. Der Ultrakonservatismus erscheint an der Oberfläche, glocalistisch gebürstet, neu als „Weltoffenheit“ und „Liberalismus“. Prominentes Beispiel für eine endgültige Abnabelung der Soziologie von marxianischen Reflexionsbeständen ist das Individualisierungstheorem Ulrich Becks. Eine detaillierte Darstellung und Problematisierung des äusserst vielgestaltigen Beckschen Begriffs der Individualisierung hat hier keinen Platz. In aller Kürze lässt sich sagen, dass der Begriff bei Beck zu umfassend und selbstwidersprüchlich gestaltet worden ist, um wirklich operationalisierbar zu sein.⁵¹

Dieser Hang zur starken Synthetisierung von zum Teil auseinanderstrebenden Entwicklungstendenzen übernimmt bei Beck aber eine durchaus nicht unschuldige Funktion. Es ist offensichtlich, dass Beck das Bewusstheits-, Lebensführungs- und

⁴⁸ Vgl. Lothar Baier, *Was wird aus Literatur?*, München 2001, pp. 161ff.

⁴⁹ Anja Peltzer, *Identität und Spektakel*, Konstanz 2011

⁵⁰ Es ist symptomatisch, dass auch in dieser Untersuchung wieder das Fantasma der kulturprotektionistischen Franzosen auftaucht (p. 78). Die Filme in einem Land wie den USA, wo der Konsum ausländischer Filme gegen 0% tendiert, als „transnational“ charakterisieren, zugleich aber die französische Kulturpolitik als protektionistisch bezeichnen: Die deutsche Kulturwissenschaft hat die Umwertung aller Werte geschafft, aber als Farce.

⁵¹ Mit Honneth lässt sich der Begriff in drei Hauptmomente ausdifferenzieren: Individualisierung als fortschreitende Differenzierung von Lebenslagen; Privatisierung als Zerstörung von intersubjektiv erlebbaren Gemeinschaftsbezügen; Autonomisierung als selbstbewusster Umgang mit Handlungsalternativen. Vgl. Axel Honneth, *Desintegration*, Frankfurt a. M. 1994, p24f.

Kreativitätspotential, die die von ihm beschriebenen Entwicklungen angeblich generieren, in den Vordergrund rücken will. Hätte er die Implikationen von Refeudalisierung, Entfamiliarisierung, Marktausgesetztheit und der ungleichen Risiken, die er selbst beobachtet, für die Ichheit des neuen Individuums mutiger gedacht, wäre letzteres zerfleddert worden. Auch hätte sich Beck dann gezwungen gesehen, auf Theoriestränge zurückzugreifen, die für sein Konstrukt offenbar obsolet geworden sind.

So aber kann es nicht überraschen, dass „Risikogesellschaften“ eine „grenzensprengende, basisdemokratische Entwicklungsdynamik“⁵² freisetzen sollen. Solche Dynamik bewirke, dass fortan „das Bewusstsein das Sein“⁵³ bestimme. Nur eines ist noch sicher, nämlich dass nichts mehr sicher sei, da die „vorbewussten ‚kollektiven Habitualisierungen‘“⁵⁴ verschwänden. Es würde der Lebenslauf nun „selbstreflexiv“, ja, eine „Wahlbiographie“ oder „Bastelbiographie“, charakterisiert durch eine „Landstreichermoral“,⁵⁵ und der Mensch werde zum „Artisten in der Zirkuskuppel“⁵⁶. Trotz eines durchaus ausgeprägten Problembewusstseins Becks reiht sich dessen Individualisierungsbegriff insgesamt doch ein in das, was man die (wissenschaftlich seit den achtziger Jahren herrschende) *Grosse Erzählung der irreduziblen Pluralismen* und angeblich zahllosen Optionen nennen könnte, aus denen das vermeintlich schwach determinierte Individuum fast im Sinne der liberalen Ideologie auswählen könne.⁵⁷ Alles in allem ist Becks theoretisches Gebilde doch als eine Variante des Subjektivismus zu einzustufen, mit dem hinlänglich bekannten, unhaltbaren Bewusstseitsüberschuss. Dies scheint auch im Bereich des Politischen auf, wo Beck 1994 vom Ende der politischen Lager und parteipolitischen Konsensformen spricht. Wer hiermit die Beobachtung erwartet, dass die Parteipolitik durch die Aufoktroierung ökonomischer „Sachzwänge“ oder durch den Triumph des („alternativlosen“) neoliberalen und angebotsorientierten Modells gleichsam entpolitisiert wird, sieht sich getäuscht. Selbst im Politischen blüht in den Augen Becks das Vielfältige, Differente, „Artistische“. Beck scheint 1994 im Spontium der siebziger Jahre stecken geblieben zu sein. Als Antidotum zu solchem Frohsinn empfiehlt sich, sowohl in politischen wie in im weitesten Sinne kulturellen Belangen, noch immer die Lektüre Pierre Bourdieus.

Es gibt auch Texte der Cultural Studies, die uns aus ähnlich gelagerten Gründen Stirnrunzeln bereiten. Zunächst nimmt man mit Verwunderung zur Kenntnis, dass David Morley die Erkenntnis, dass die Gesellschaft von Konflikten der Geschlechter, der Religion usw. (also nicht nur von solchen der Klassen), und dass die Identität der

⁵² Ulrich Beck, *Risikogesellschaft*, Frankfurt a. M. 1986, p. 63

⁵³ A. a. O., p. 31

⁵⁴ A. a. O., p. 216

⁵⁵ Elisabeth Beck-Gernsheim, Ulrich Beck (Hg.), *Risikante Freiheiten*, Frankfurt a. M. 1994, p. 13 (alle drei)

⁵⁶ A. a. O., p. 13

⁵⁷ Am „reinsten“ ausgearbeitet liegt diese Sichtweise wohl bei Peter Gross vor: *Die Multioptionsgesellschaft*, Frankfurt a. M. 1994.

Subjekte nicht nur ökonomisch, sondern auch kulturell geprägt ist, den Cultural Studies anzurechnen sei.⁵⁸

Ein als theoretischer Grundlagentext zu verstehender Beitrag von Ian Ang dokumentiert, in welche Schwierigkeiten sich Texte verstricken, die sich zu einseitig auf die Seite des Differenten und Differierenden schlagen. Angs Formulierungen machen deutlich, dass Fixierungen, Formatierungen, Homogenisierungen völlig sekundär sind, falls sie überhaupt noch vorkommen. Gegen die Aneignung der Chaostheorie wäre an sich nichts einzuwenden. Wenn aber von einer „wesentlich dekonstruktiven Welt“⁵⁹ die Rede ist, so wirft dies eine Unzahl von Problemen auf. Zuerst scheint hier der typische Fall eines scholastisch-intellektualistischen Fehlschlusses (wie Bourdieu sagen würde) vorzuliegen. Derridas Dekonstruktion ist eine Art des Umgangs mit Texten (selbstverständlich leugnet er, es handle sich um eine Methode oder um eine Hermeneutik), der die blinden Flecken „metaphysischer Konstruktionen“ (im Sinne Heideggers) als ihre heimliche Ermöglichungsbedingung im Sinne von metaphysisch und begrifflich nicht bestimmbar „Differenzen“ offenlegt. Wie wäre nun aber zu verstehen „die Welt“ sei dekonstruktiv geworden? Welche Laufbahn der Dekonstruktion, die mit einer kleinen Studie zu Husserls Bedeutungstheorie begann und jetzt schon die gesamte Welt umfasst!

Würde sich die Welt ohne Unterlass selber dekonstruieren, dann herrschte das blanke (nicht das naturwissenschaftliche definierte) Chaos, in dem überhaupt nichts Beständiges existierte.⁶⁰

So will die Autorin selbstredend nicht verstanden werden. Die Welt, wie sie sie versteht, ist ein unkontrollierbares Hin und Her von chaotischen und ordnenden Kräften. Dagegen ist wiederum nichts einzuwenden. Doch ist damit wirklich mehr ausgesagt als in Heraklits Sinnbildern? Ang geht es freilich nicht um kosmologische Spekulation. Mit der Wendung „pluralistischer“ Dekonstruktion ins Positiv-Realistische ist es ihr, entgegen eigener Beteuerungen, völlig ernst: „In der kapitalistisch-postmodernen Welt basiert das Heterogene nicht auf fundamentalen Wesenheiten, es ist eine kontingente Artikulation jenes flüssigen Spiels von Differenzen (...)“⁶¹ Mit anderen Worten: Das Reich der „Exzessivität des Begehrens“⁶², der proliferierenden Differenzen ist mit der Globalisierung des Kapitalismus gekommen! Das belegt Ang mit dem Beispiel heutiger TV-Publikumsforschung. Solche Untersuchungen seien, so unsere Autorin, von vornherein aussichtslose Unterfangen, weil die Sehgewohnheiten von irreduzibler Heterogenität geworden sind. Das Individuum soll, folgt man dieser Logik, immer

⁵⁸ Vgl. Andreas Hepp, Carsten Winter, *Die Cultural Studies Kontroverse*, Lüneburg 2003, p. 112.

⁵⁹ A. a. O., p. 109 (Ang zitiert)

⁶⁰ Wäre die Welt, in, an und für sich (wobei von einem Für sich gerade nicht mehr die Rede sein könnte) ausschliesslich dekonstruierend, verlöre sie sich in einer alles durchdringenden Differenz oder Dissemination. Wegen der quantitativ unendlichen differentialen Bezüge entstünden weder Bewusstsein noch Bedeutung. Vgl. Manfred Frank, *Was ist Neostrukturalismus?*, Frankfurt a. M. 1984, pp. 535ff.

⁶¹ Ang, op. cit., p. 104

⁶² A. a. O., p. 105

schon cleverer als die Konsumentenforschung sein. Der Kapitalismus ist also gleichsam durch sich selber bezwungen worden: So kollektiv(istisch) der Konsum, so homogen das Konsumierte auch immer ist, es werden sich stets neue, unterminierende und widerständige „Differenzen“ finden.

Durch diesen Absolutismus der Differenzen zersägen sich die Cultural Studies in der Version Angs aber diejenige diagnostische Basis, auf der sie sich sicher fühlen: die alles entscheidende (hegemoniale) Abhebung der postfordistisch-postnational-postmodernen Gegenwart von vorangegangenen Epochen und Zivilisationsformen. Es ist schlechthin kein Kriterium mehr vorhanden, um die Lebenswelt eines Schuhmachers im Mittelalter als weniger different als diejenige seines postindustriellen „Kollegen“ zu bestimmen. Auch in jener würden sich, schraubt man die Perspektive nur genug herunter, immer wieder zahllose Differenzen finden. Ganz im Sinne eines Gutteils der Cultural Studies formuliert es der Musikwissenschaftler Jörg Mischke folgendermassen: „Die Uniformisierung der Medienriesen arbeiten der Pluralisierung nur scheinbar entgegen (...). In Wahrheit ist beispielsweise der Kauf ein- und derselben Platte durch Millionen von Käufern nur so etwas wie ein Kreuzungspunkt im n-dimensionalen Raum, ist für den einzelnen Käufer von sehr unterschiedlicher Bedeutung und in verschiedene Lebensstile eingebunden. Die Uniformierung des Tagesgeschmacks hinterlässt längerfristig sehr vielfältige Spuren – letztlich Mosaiksteine in einem Gesamtgefüge von Differenzierung und Pluralisierung.“⁶³

Die Grossen Erzählungen der nicht domptierbaren und ubiquitären Pluralität haben, obwohl sie es weder beabsichtigten noch dazu stehen würden, die liberalistische Auffassung des liberum arbitrium des politischen, ästhetischen, sozialen Individuums wiederhergestellt. Wenig ist auch darüber gesprochen worden, welche menschlich-allzumenschlichen, psychohygienischen Motive hinter der Proliferation dieser Theorien stehen könnten. Schliesslich schmeichelt es nicht nur den Wissenschaftlern, wenn sie ihren jeweiligen Korpus als immer komplexer und endlos in sich differierend beschreiben dürfen; es schmeichelt auch den Masseneremiten, wenn ihnen versichert wird, dass die Lebenswelt, die Kultur, die Wirtschaftsform, in der sie leben, täglich pluraler, hybrider und multikultureller wird, und dass sie sich ihr Leben und ihren Lebensstil gleichsam in Eigenregie zusammenbasteln können...

Was bringt uns der anglophil-amerikanolatrische Glocalismus bei?

Angesichts des seit einem Vierteljahrhundert in Kontinentaleuropa dominierenden anglophil-amerikanolatrischen Glocalismus ist es erstaunlich, wie wenig uns Medien (und zum Teil auch Wissenschaften) über die Funktionsweise angelsächsischer Gesellschaften wirklich zu erzählen haben. Dies wird etwa deutlich, wenn man feststellen muss, dass die intellektuellen Eliten mehrheitlich der Ansicht sind, Grossbritannien oder die USA richteten sich historisch und prinzipiell gegen Protektionismus. Selbstverständlich war Handelsprotektionismus einer der Eckpfeiler des Aufstiegs zum Empire bzw. der USA zur Weltmacht.

⁶³ Mischke, *Pluralisierung der ästhetischen Erfahrung*, in: PopScriptum 1 / 1992, Berlin

Mit geradezu surrealer Verspätung berichteten die globalistischen deutschsprachigen Medien über die Rolle und den Einfluss evangelikaler Kirchen in den USA oder über Ausmass und Funktionieren der Gefängnisse und die dortigen Haftbedingungen. Die Generalthese der ubiquitären „Beschleunigung“ muss stark relativiert werden.⁶⁴

Etwas diffus ist auch der positive oder negative Bezug auf die USA oder weitere angelsächsische Länder innerhalb der Diskussion über den Multikulturalismus. Vorherrschend beim hiesigen Konzept des Multikulturalismus ist die Metapher des Melting Pot. Selbst politisch engagierte Multikulturalisten neigen zur Auffassung, dass dies die treffende Beschreibung für den Multikulturalismus angelsächsischer Einwanderungsländer sei. Es ist frappierend, wie wenig die Tatsache durchgedrungen ist, dass der angelsächsische Multikulturalismus traditionell eher segregierend als integrierend ist. Der britische Kolonialismus zeichnete sich im Vergleich zu anderen Kolonialismen durch einen ausgeprägten Segregationismus aus. Auch im Falle der USA, die jahrzehntelang eine völkisch-rassistische Immigrationspolitik verfolgten, wäre eher die Metapher der in der Suppe schwimmenden Fettaggen zu wählen. Das Konzept des angelsächsischen Multikulturalismus ist weniger eines der Vermischung als eines des Nebeneinanderlebens von Ethnien und Rassen, wobei den Minderheiten gewisse Vorrechte eingeräumt werden können, wie etwa die islamische Gerichtsbarkeit in Grossbritannien. Der Anteil gemischtrassiger Paare ist in den USA noch immer äusserst tief. Die europäischen Rechtsextremen haben seit jeher gegen einen „amerikanischen Multikulturalismus“ gehetzt, den es in Form eines „identitätslosen Schmelztiegels“ kaum je gegeben hat. Es ist nicht die mindeste Ironie, dass Europa von amerikanischen Truppen befreit wurde, die rassistisch segregiert waren.

Die Missverständnisse im Bereich des Multikulturalismus enthüllen sich paradigmatisch am unbesehen aus den USA übernommenen Begriff des „Afroamerikaners“ („African-American“). Angeblich wurde er eingeführt, weil die Ausdrücke „schwarz“ und „farbig“ zu stark die Rasse konnotierten. Hier kann es sich nur um einen Gag handeln, denn die Innovation impliziert genau das Gegenteil dessen, was sie beabsichtigte. Hatten „black“ oder „coloured“ praktischerweise die Pigmentierung denotiert, ohne damit automatisch eine Herkunft zu hypostasieren, funktioniert „afroamerikanisch“ gemäss der rassistisch-völkischen Logik. Hier wird nämlich, statt die staatsbürgerliche Herkunft, die Kultur und Sprache zu den Hauptkomposita individueller Identität zu erklären, das Aussehen mit einer perennierten Herkunft verbunden. Ein schwarzer Amerikaner gilt somit einzig aufgrund seines Aussehens als „Afroamerikaner“, auch wenn er nicht das Geringste mit Afrika zu tun hat. Statt der *citoyenneté* determiniert die Hautfarbe auf ewig die Identität des Bürgers – besser hätten es die Rassentheoretiker nicht hingekriegt.

⁶⁴ Der Situationist Guy Hocquenghem war sich dessen bereits vor 30 Jahren bewusst: „Die Leute glauben (...), es gehe darum, schneller zu sein, dem Ereignis zuvorzukommen. Irrtum. Entscheidend ist, das Quentchen im Rückstand zu sein, dessen es bedarf, um mit der Reaktion der Allgemeinheit übereinzustimmen.“ *Lettre ouverte à tous ceux qui sont passés du col Mao au Rotary*, Paris 1986, p. 115

Wenn also zum Beispiel ein 40-jähriger weisser Südafrikaner sich in den USA niederlässt, wird er nicht ein Afroamerikaner sein, obwohl er exakt das ist.

Was dieses Beispiel darüber hinaus offenbart, ist, wie und in welchem Masse inzwischen in der kontinentaleuropäischen Wissenschaft völlig bedenkenlos und ohne Übertragungsleistung angelsächsische Begriffe übernommen werden. Das ist unzweifelhaft das Symptom einer generalisierten (freiwillig erlittenen) intellektuellen und kulturellen *Kolonisierung*.

Die Anglophilie gehört im deutschsprachigen Raum inzwischen derart zur zweiten Natur, dass bereits Tabloids gewürdigt werden. Ein Artikel der Schweizer Onlinezeitung 20 Minuten vom 7. 7. 2011 freut sich an den Schlagzeilen der Revolverblätter – „frech, witzig, boshaft“ seien sie: „Das beste aller britischen Titelblätter ist im Internet kaum mehr zu finden: die Front des Daily Mirror mit dem Konterfei des frisch gewählten Papstes Benedikt XVI, Joseph Ratzinger. Die Headline: ‚God’s Rottweiler‘.“ Der Artikel endet zu Ehren eines Murdoch-Blattes folgendermassen: „Am Montag wird das Skandalblatt News of the World Geschichte sein. Lang lebe News of the World!“ Es kann kaum mehr überraschen, dass diese Zürcher Onlinezeitung sich explizit als „urban“ bezeichnet.

Die Belege könnten endlos fortgesetzt werden. Es ist im neoliberal-anglophilen Regime vollkommen irrelevant geworden, welche gequirelte Scheisse in England produziert wird: Es gibt mit Garantie mediale Onkel Toms deutscher Sprache, die sie gut finden werden.

Wo einst alles deutsch sein musste, muss heute alles angelsächsisch werden.

EU: Rückbau als Revolution

Das von den europhilen Glokralisten jeweils mit Empathie vorgetragene Argument, wonach „Europa“ seit langem keinen Krieg mehr erlebte und dies der Gründung und zunehmenden Integration der EWG / EG / EU zu verdanken habe, ist eine Subreption. Es sind die alliierten Truppen, die den relativen Frieden herbeigeführt haben, dank dem die europäische Integration ermöglicht wurde – nicht umgekehrt. Das „Basisnarrativ“ der Europhilen ist also ein Mythologem, was insofern bemerkenswert ist, als gerade sie keine Gelegenheit auslassen, den Nationalstaat als Ergebnis einer „mythischen Konstruktion“ darzustellen.

Der Sündenfall der europäischen Integration besteht ohne Zweifel in der Annahme des Vertrags von Maastricht 1992 (für dessen damalige Unterstützung ich mich ewig schämen werde). Mit Maastricht avancierte die Kapitalverkehrsfreiheit in den Rang des „primären Gemeinschaftsrechts“, zusammen mit dem freien Handel von Waren, Dienstleistungen und Menschen...ähm...der Personenfreizügigkeit. Hiermit begaben sich die Staaten bereits in ein Verhältnis des Vasallentums gegenüber dem Finanzkapitalismus. Dazu gesellten sich die sogenannten Konvergenzkriterien bei der Einführung der Einheitswährung – sozusagen die „Wachhunde“ des Euros: Die Inflationsrate darf nicht mehr als 1,5% über derjenigen der drei preisstabilsten Länder liegen; das Haushaltsdefizit darf nicht mehr als 3% des BIP betragen; die Gesamtschulden dürfen nicht mehr als 60% des BIP betragen. Das Problem dieses Konzepts besteht darin, dass es deflationistisch gedacht ist und den

Volkswirtschaften jede Bewegungsfreiheit nimmt, was selbst bei gewissen neoliberalen Ökonomen auf Unverständnis stösst.

Sind „souveräne“ Volkswirtschaften übermässig verschuldet, gehen sie meist den Weg über die sogenannte externe Abwertung der eigenen Währung. Damit verbilligen sich die Exporte und verteuern sich die Importe. Dadurch sinkt das Aussenhandelsdefizit, und der zunehmende Export fördert die Investitionen im eigenen Land. Im Idealfall steigen die Steuereinnahmen und unterstützen den Abbau der Schulden.

Dieses Vorgehen wird den Euro-Ländern verunmöglicht. Die einzige Möglichkeit, die ihnen bleibt, um Schulden abzubauen und die Kompetitivität wiederzuerlangen, ist die sogenannte innere Abwertung, das heisst die Senkung der Lohnstückkosten, was insbesondere über die Senkung des variablen Kapitals, d. h. der Löhne und der Lohnnebenkosten, geschieht. (Hier ist also die Folge von Marxens tendenziellem Fall der Profitrate iuridisch sanktuarisiert, was ein Kuriosum darstellt). Dies ist genau das, was Deutschland mit der von Rotgrün lancierten Agenda 2010 realisiert hat: Die Abwertung der Währung um ca. 20% im Vergleich zu den Mitbewerbern im Euro-Raum.

So wird aber auch deutlich: Die Währungsunion in dieser Form ist intrinsisch auf die zunehmende Exploitation der Arbeiterschaft, die Pauperisierung der dominierten Schichten generell und die Demontage des Sozialstaats angelegt. Das makroökonomische Spezifikum der Fehlkonstruktion ist zudem, dass das allseitige Rennen um Wettbewerbsfähigkeit (innerhalb des Währungsraumes) zu einer katastrophalen deflationären Spirale führt. Es ist ein System, das die Kapitaleigner gegenüber den Schuldnern durchgehend bevorteilt.

Während für die Neoliberalen, die die Interessen der Hyperbourgeoisie (die überall auf der Welt „zu Hause“ ist) vertreten, diese Tendenzen erfreulich sind (und viele Linksliberale ihnen darin folgen), obwohl sie absurderweise zu den grössten Kritikern der EU gehören, und auch kapitalistisch und global gewendete, rechtsextreme Sozialdarwinisten daran Gefallen finden können, ist eine derartige Konstruktion für die Linke völlig inakzeptabel.

Derzeit wird von einzelnen Akteuren oder Fraktionen in der EU eine fiskalische und soziale Harmonisierung vorgeschlagen, um die Disparitäten zwischen den europäischen Regionen abzufedern. Die Intention ist zu loben, doch die ausgeprägt neoliberal ausgerichteten osteuropäischen Staaten würden dafür sorgen, dass eine solche Harmonisierung zwangsläufig auf dem Rücken der dominierten Schichten realisiert würde. Nicht viel anders steht es um die seit Jahrzehnten versprochene gemeinsame Aussenpolitik. Die Expansion der NATO ist soweit fortgeschritten, dass es ganz im Gegenteil im Interesse der Linken ist, wenn es noch einige Nationen gibt, die von der geostrategischen Sicht der NATO abweichen. Die gemeinsame Verteidigungspolitik schliesslich gehört vollumfänglich auf die Müllhalden der Geschichte. Was kann die EU-Armee anderes sein als ein Parallelunternehmen zur NATO, wenn selbst ein Land wie Schweden proamerikanisch geworden ist und die NATO unterstützt?

Die dialektische Erfahrungs- und Erkenntnis spirale mit den Eckpfeilern lokal, regional, überregional-national und international-global wird auch durch den europhilen Glocalismus gekappt, was, wie unsere Ausführungen zeigten, zwangsläufig zu Ignoranz, Ressentiments oder Schlimmerem führt. Die Linke muss beginnen, sich mit dem Faktum zu beschäftigen, dass ein Teil der Rechtspopulisten, Nationalisten und Rechtsextremisten überhaupt erst mit der Durchsetzung des europhilen Glocalismus sich zu artikulieren begann. Und es sieht so aus, als weigerte sich die Mehrheit der dominierten Schichten, den Nationalstaat fallen zu lassen. Dies pauschal als ein Symptom von Rückständigkeit zu beurteilen, ist Hybris. Die Hybris dieser Art von „Antinationalismus“ ist nicht Teil einer progressiven Analyse, sondern integraler Bestandteil des Problems selber.

Wenn Daniel Cohn-Bendit, dessen Lebenswerk die EU in ihrer heutigen, menschenverachtenden Form ist, an einer Diskussion des deutschen Fernsehens die existenzielle Lage der Griechen offensichtlich weniger wichtig ist als die schrecklichen „NÄTIONÄLISTEN“, die mit Syriza zusammen regieren, dann wird einmal mehr deutlich, dass die Klassifizierung „rechtsextrem“ / „rechtspopulistisch“ in den deutschen Medien heute der minimalsten Prüfung des politischen Verstandes nicht mehr standhält.

Bei den „Nationalisten“, die Cohn-Bendit in Erregung versetzten, handelt es sich um ANEL, die „Unabhängigen Griechen“ unter Panos Kammenos, einem ehemaligen Politiker der Nea Dimokratia. Kammenos gründete als Gegner der Austeritätspolitik seine Partei 2012 ostentativ in einem Dorf, wo die Waffen-SS einst ein Massaker verübt hatte.

Erinnern wir kurz an folgendes: Ab dem 11. November 2011 beteiligte sich die Partei L.A.O.S. an der EU-freundlichen Übergangsregierung. In dieser Partei wimmelt es von Antisemiten und Negationisten. L.A.O.S. beteiligte sich an dieser Regierung mit vier Mitgliedern! Dennoch haben sich die deutschsprachigen, europhil-glocalistischen Medien kaum um diese Beteiligung gekümmert. Auch hier gilt: Jede Partei, die mit den Brüsseler Technokraten und den europäischen Kapitaleignern kollaboriert, ist in Ordnung. Parteien, die das nicht tun, gelten augenblicklich als rechtspopulistisch oder rechtsextrem.

Dies scheint auch auf, wenn man feststellen muss, dass über Phänomene wie die AfD oder Pegida fast ausschliesslich polemisch berichtet wird. Europhile und Islamophile sorgen dafür, dass es unmöglich geworden ist, sachlich über diese Erscheinungen zu diskutieren.

An dieser Perversion sind auch die anglophil-amerikanolatrischen Ideologen massgeblich beteiligt. Leitend ist hier ein chauvinistisches angelsächsisches Ideologem, das besagt, dass Rechtsextreme in der angelsächsischen Politik bzw. im Majorzsystem nicht vorkommen können. Rechtsextreme gibt es nach dieser Auffassung in den angelsächsischen Ländern einzig ausserhalb des politischen Betriebes (denkbar sind hier Desperados wie Aryan Nations oder der Ku-Klux-Klan). Diese Auffassung hat unter anderem der Philosoph Karl Popper vertreten und ist von Margaret Thatcher revitalisiert worden.

Kennt man den Werdegang, das Programm und die Politik der Le Pen, dann sieht man, dass der Cameron der vergangenen zwei Jahre die Desiderate der Le Pen vollkommen erfüllt (sieht man davon ab, dass letztere einen starken Sozialstaat fordert). Gilt Cameron heute als Rechtspopulist oder Rechtsextremer?

Gilt George W. Bush, der mit einer Lüge einen verbrecherischen Krieg anführte, als Rechtsextremist? Weshalb fassten die deutschsprachigen Medien Tony Blair bis zuletzt mit Samthandschuhen an? Weshalb ist hierzulande die Frage tabu, ob der australische Ex-Premier Abbott, der fremdenfeindlich ist und sozialpolitisch darwinistische Positionen vertritt, der die härteste Asylpolitik vertritt und in fremden Territorien übelste Internierungslager einrichten liess, rechtsextrem ist (eine Frage, die angelsächsische Linke stellen, ohne sich zu genieren).

Weshalb sind der massive und diskriminatorische Nationalismus in Polen und den baltischen Staaten und die dortige Apartheidpolitik gegenüber russischstämmigen Einwohnern kein Thema? Weshalb gibt es in baltischen Staaten Parteien, die regelmässig die SS-Veteranen feiern, ohne dass sich hier jemand dafür interessieren würde?⁶⁵ Ganz einfach: Diese Figuren sind anglophil, proamerikanisch und wohl auch europhil. Für anglophil-amerikanolatrische und europhile Journalisten gibt es keinen Anlass, sie ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken – womöglich sehen sie sie als „Liberalkonservative“.

Bei aller Beachtung der „Komplexität“ der Medien und aller Vorsicht vor Pauschalisierungen lässt sich schemenhaft heute medial und wissenschaftlich eine Art völkische Zweiweltentheorie beobachten, die durch das anglophil-amerikanolatrische Diskursdispositiv eingerichtet wurde. Etwas vereinfacht lässt sich diese Zweiweltenlehre folgendermassen ausdrücken: die harte angelsächsische Immigrationspolitik ist „liberal“; die weiche kontinentaleuropäische Immigrationspolitik ist „reaktionär“, „unmenschlich“ etc. Etwas (aber nur etwas) krud ausgedrückt, urteilt die Medienindustrie folgendermassen:

- Ein angelsächsischer Politiker, der fremdenfeindlich ist, alle sans-papiers aus dem Land werfen will, das Armutproblem mit Gefängnis „löst“, sozialstaatlich sozialdarwinistisch denkt, für eine aggressive NATO und zunehmenden Druck auf Russland ist, ist „konservativ“ oder „liberalkonservativ“.
- Ein kontinentaleuropäischer Politiker, der für nationalstaatliche Souveränität eintritt, skeptisch gegenüber der NATO und der EU und islamkritisch ist, ist „rechtsextrem“.

Es ist also unter den heutigen Bedingungen Alltag geworden, dass der Befund des Rechtsextremismus und Nationalismus nicht mehr anhand des vorliegenden Parteiprogramms und der geführten Politik gestellt wird, sondern einzig und allein aufgrund der allfälligen Gefährdung der Interessen des islamophilen, anglophil-amerikanolatrischen oder europhilen Globalismus. Wenn die Linke endlich beginnen

⁶⁵ Vgl. hierzu konkret 7 / 2015

würde, diese heuchlerischen Formen des „Antifaschismus“ und „Antinationalismus“ zu dekonstruieren, wäre viel gewonnen.⁶⁶

Die Übertragung von Prärogativen des Nationalstaats bzw. des Souveräns auf supranationale Institutionen bedarf der Geduld und Fingerfertigkeit eines Uhrmachers. Keinesfalls sind sie globalistischen Ideologen und Lobbys zu überlassen, und die demokratischen Strukturen der Nationalstaaten dürfen nicht ersatzlos aufgehoben werden. Daraus lässt sich sozusagen ein kategorischer Imperativ für linke politische Praktiker ableiten: *Handle bei der Übertragung von Befugnissen auf supranationale Organisationen stets so, dass die demokratischen Rechte des Souveräns nicht unterminiert und die dominierten Schichten nicht weiter in die Prekarität abgeschoben werden.*

Die Warnung von linker oder „liberaler“ Seite, direkte Demokratie befeure den Populismus, ist nicht von der Hand zu weisen. Doch der Begriff des Populismus selber ist inzwischen problematisch geworden. Nachdem er in den Neunzigern, mit dem Aufstieg Berlusconi (schon nur der groteske Parteiname „Forza Italia“ sagt hier alles), der FPÖ in Österreich, der Blocherschen SVP in der Schweiz etc. noch eine gewisse kategorial-analytische Schärfe besass, ist er inzwischen zum Totschlagwort mutiert. Als „populistisch“ wird inzwischen jede Reflexion oder Strömung abgetan, die sich den Desiderata des islamophilen, europhilen oder anglophil-amerikanolatrischen Herrschaftskartells widersetzt. Und der altbackene Spruch, Hitler sei mittels demokratischer Institutionen an die Macht gekommen, wird mit der Zeit auch nicht wahrer. Hitler ist nicht dank des demokratischen Wahlprozedere an die Macht gekommen, sondern dank der bürgerlichen Parteien, die ihn zum Reichskanzler machten.

Es sind mithin weniger die direktdemokratischen Instrumente, die zu problematisieren sind (es geht gerne vergessen, dass auch 26 US-amerikanische Teilstaaten Initiativen und Referenden kennen). Entscheidend sind vielmehr die Modalitäten von Wahlen und Abstimmungen. Zunächst muss die Quantität der politischen Propaganda reguliert und egalitär auf beide Lager (bei Abstimmungen) oder auf die Parteien (bei Wahlen) verteilt werden. Zudem muss Transparenz über die Geldgeber herrschen. Beide Bedingungen sind in der Schweiz nicht erfüllt...

Aufgrund des Gesagten, d. h. angesichts der den EU-Konvergenzkriterien inhärenten Deflation und Austerität zuungunsten der dominierten Schichten; angesichts der

⁶⁶ Synchron mit dem Aufkommen der Globalisten wurden Nationalismus und Faschismus ab den 90er Jahren zusehends im Sinne des globalen Kapitals umdefiniert und teilweise jeden kohärenten und historischen Sinnes beraubt. Einen vorläufigen Höhepunkt erklomm Die Zeit, als sie den (exzellenten) Film „Mondovino“, der die Industrialisierung des Weinbaus thematisiert, in die Nähe der „reaktionären Stadtfeindschaft der braunen Vergangenheit“ rückte. Mit anderen Worten: Wer einen guten Film und einen nicht-homogenisierten Wein goutiert, kann in einer renommierten deutschen Zeitung faktisch als Faschist bezeichnet werden, ohne dass dies noch auffallen würde. Vgl. Die Zeit 16 / 2005.

Tatsächlich sind die Pluralitätsversprechen des globalen Kapitalismus selbst im Bereich des Weines eine Fata Morgana. Vgl. Zenklusen, *Abschied von der These der pluralsten aller Welten*, Berlin 2007, pp. 26ff.

schlimmen Auswirkungen dieser Konvergenzkriterien auf die Möglichkeiten einer kohärenten Finanz- und Wirtschaftspolitik der einzelnen Länder; angesichts des zunehmenden Hasses und Misstrauens zwischen den südlichen und den transalpinen Völkern; angesichts der systematischen Nichtrespektierung von Volksentscheiden;⁶⁷ angesichts dessen, dass es keine Weiterentwicklung geben kann, es sei denn eine, die erneut die dominierten Schichten zu tragen hätte, bleibt der EU in der jetzigen Situation nur eine einzige Option: Exakt wie Benjamin es schilderte, besteht in diesem historischen Augenblick die Revolution im Ziehen der Notbremse. Um zu verhindern, dass sich weitere Desaster ereignen und die EU sich vorhersehbar und zugleich endlos in Sackgassen begibt, muss der Euro geordnet aufgelöst und insbesondere die finanzpolitischen und wirtschaftlichen Prärogativen den Nationalstaaten wieder restituiert werden.

Denn das nächste Fiasko kündigt sich bereits an. Die unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindenden TTIP-Verhandlungen hätten schon gar nicht aufgenommen werden sollen. Sie werden die aggressive, gegen Russland gerichtete Achse noch verstärken und können nur die dominierten Schichten und die Ökologie schwächen. Wenn denn aber überhaupt verhandelt wird, so müssten dies jeweils Konglomerate von europäischen Staaten sein, die sich strukturell ähneln. 28 Staaten mit in dieses Boot hinein zu nehmen, ist, gelinde gesagt, abenteuerlich.

Die EU würde nach ihrer...praktischen Dekonstruktion weiter existieren, aber als reine Plattform, die Kontakte erleichtert, kulturelle und Bildungs-Projekte unterstützt, eine Institution, die ad hoc in den unterschiedlichsten Weisen koordiniert, vernetzt und kommuniziert. Für sogenannte „Reformen“ wie etwa die „Bologna-Reform“, bei denen nur das angelsächsische Vorbild kopiert wird, braucht es weder Politiker- noch Beamtenstäbe. Vielmehr lässt man in diesem Fall die Experten direkt aus Oxford oder Massachusetts einfliegen und ihre Arbeit machen.

Am Nationalstaat wird bemängelt, dass er eine „Konstruktion“ sei. Dabei geht vielfach vergessen, dass jede soziale Entität konstruiert ist: von der UNO bis zur Wohngemeinschaft. Ein Mensch ohne Konstruktionen ist entweder tot oder ein Tier. Und die europäische Region oder der Stadtstaat bzw. die Metropole ist nicht minder ein Konstrukt. Sollten gewisse Regionen aus sprachlichen, topographischen und weiteren Gründen sich als natürliche Territorien präsentieren, müsste dies eher unser Misstrauen wecken. Nationalstaaten eignen sich grundsätzlich besser für Entsubstanzialisierung, Voluntarismus und Primat der Verfassung (statt des identifikatorischen Primats von Ethnie und Boden). Es existieren und existierten durchaus Systeme, in denen Staat, Nation, Volk, Wirtschaft und Individuum auf „natürliche“ Weise identisch waren oder sind: Faschismus und Salafismus. Ein Rückbau der EU wäre im übrigen auch ein epochaler Abschied von der europäisch-

⁶⁷ Die Hilflosigkeit der europhilen Glokalisten zeigt sich daran, dass jeweils nach internen legislativen oder EU-Parlamentswahlen jubiliert wird, es seien – je nach Land – noch immer 70, 80 oder 90% der Wähler „proeuropäisch“. Ein klägliches Argument, denn die Haltung zur EU ist ja nur einer von mehreren Faktoren, die bei den Wählern ausschlaggebend sind.

faustischen Gesinnung, die Grossprojekte ohne Rücksicht auf materielle und menschliche Verluste durchziehen *muss*.

Der europhile Glocalismus und Populismus und das Kapital wünschen sich die Regionen als Ansprechpartner, weil sie vor nichts mehr Angst haben als vor grösseren sozialen Entitäten, deren Mitglieder und Akteure ein kritisches sprachliches, historisches, kulturelles Bewusstsein entwickelt haben. Um etwas ausrichten zu können, müssen diese Entitäten eine gewisse kritische Grösse haben. Wenn ein Multi zukünftig nur noch mit Regionen wie der Basilicata oder Andalusien zu verhandeln hat, wird er sich ins Fäustchen lachen.

Wir durften einst mit Autoren wie Nietzsche, der im Süden den Norden und im Norden den Süden vermisste, von „Europa“ träumen. Doch das Paneuropäertum, repräsentiert etwa durch einen Kommissionspräsidenten, der vor seiner Zeit bei der EU sein Land in ein Steuerparadies verwandelt hat, ist auf Jahrzehnte hinaus kompromittiert. Wer Europa helfen will, engagiert sich am besten für die geduldige und geordnete Zerlegung der EU.

Stefan Zenklusen (1966) ist Philosoph in Basel